Lesekranz.

Das

Mädchen von Grenoble.

Eine Erzählung

aus der

ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Nach dem Französischen
frei umgearbeitet
von

Julius Glaubrecht.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

S. 22.



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Glaubrecht, das Mädchen von Grenoble.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Das Mädchen von Grenoble.

Eine Erzählung
aus der
ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Nach dem Französischen
frei umgearbeitet
von
Julius Glaubrecht.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1873.

Einleitung.

Der freundliche Leser wird es mir dahin gehen lassen, wenn ich ihn aus Deutschland hinaus in ein Land führe, das von jeher eifersüchtig auf das heilige römische Reich deutscher Nation seit Jahrhunderten schon auf den Untergang desselben hingearbeitet hat; bis es in letzter Zeit sich von Seite der Deutschen eine Verdemüthigung gefallen lassen mußte, die die stolze französische Nation nicht im Geringsten ahnte, ja es unter ihrer Würde gehalten hätte, an die Möglichkeit eines solchen Ausganges des deutsch französischen Krieges im Jahre 1871 zu denken. — Andererseits müssen wir Deutsche uns auch offen und ehrlich eingestehen, daß wir seit Ludwig XIV. Zeiten bis in die neueste Zeit aus eigener freien Wahl uns ganz den französischen Manieren, Sitten und Gewohnheiten akkommodirt und uns zu armseligen Schleppträgern der Franzosen herabgewürdiget haben. Von dieser allgemeinen Zeitströmung fortgerissen, hat auch so mancher wackere deutsche Jüngling sein tausendjähriges deutsches Vaterland verlassen,

um es mit dem vermeintlichen französischen Eldorado zu vertauschen; und in der That hat der Eine dort sein Glück, ein Anderer wieder sein Unglück; mancher auch beides zugleich oder nacheinander gefunden. — Zu der letzten Klasse zählte auch Johannes Müller, ein deutscher Jüngling aus den Rheinlanden; der zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts sich in Grenoble, der Hauptstadt der ehemaligen Dauphiné, eine neue Heimath gegründet, dort eine bedeutende Wohlhabenheit erlangte, später aber nach den unergründlichen Wegen der göttlichen Vorsehung so verarmte, daß er seinem einzigen Kinde nichts anderes hinterlassen konnte, als eine gute christliche Erziehung und eine allseitige Bildung, die beide mitsammen vereint, dessen zukünftiges Lebensglück auf fester Grundlage begründeten.

Soviel glaubte ich in gedrängter Kürze vorausschicken zu müssen, um den Leser auf jenen Standpunkt zu stellen, von dem aus er den Faden und die Tendenz der nun folgenden Erzählung zu übersehen und ein billiges Urtheil darüber zu fällen, in Stand gesetzt werde.

Pernartitz in Böhmen am St. Petri und Paulitage 1872.

Der Verfasser.

I.

Ein gewissenhafter Vorgesetzter.

Ihr Herren, was recht und billig ist, erweiset euern Dienern.
Heilige Schrift.

Johannes Müller, der Sohn armer, aber rechtschaffener Eltern war zu Köln am Rhein geboren. — Er wurde, da es seinen Neigungen angemessen war, für das Handlungsgeschäft bestimmt. Nachdem er die vorgeschriebene Lehrzeit zur Zufriedenheit seines Lehrherrn zurückgelegt hatte, trat er, mit den besten Zeugnissen versehen, die Wanderschaft an, um sich in seinem einmal gewählten Berufe weiter auszubilden. Sein Reiseziel war, wie es dem Leser aus dem Vorausgeschickten ohnehin schon bekannt, das das deutsche in materieller und geistiger Hinsicht damals fast durchwegs beherrschende französische Kaiserreich. Denn unsere Er=

zählung handelt gerade zur Zeit der Blüthe des ersten französischen Kaiserthums unter Napoleon I.

Müller, obwohl sein Endziel Paris, die Hauptstadt Frankreichs war, hörte auf seiner Fußwanderschaft, daß in Grenoble mehrere passende Plätze für seine augenblickliche Unterkunft und Ausbildung offen ständen; während in Paris selbst, ob des allgemeinen Zudranges in diese Weltstadt von Seite der Einheimischen und Fremden sich weit schwerer ein Platz für seine Thätigkeit und weiteres Fortkommen finden dürfte.

Johann Müller hatte in seiner frühesten Jugend schon einen vorzüglichen Unterricht und Schulbildung erhalten. Denn ob auch seine Eltern nur nothdürftig ihr Leben fristeten, so hatten sie doch den letzten Groschen darauf verwendet, um, da sie ihrem einzigen Kinde ohnehin kein eigentliches Erbe hinterlassen konnten, wenigstens in dieser Art für die Zukunft desselben zu sorgen.

Aus der Schule her wußte Müller, daß Grenoble in einer sehr günstigen Lage an dem schiffreichen Flusse Isére gelegen, eine alte und geschäftreiche Stadt sei, die sich im Verlaufe der Jahrhunderte zu einer ansehnlichen Handelsstadt hinaufgeschwungen hatte, in der namentlich zur Zeit des ersten Kaiserreiches Handel und

Wandel blühte; und in Seiden-, Tuch- und Metallwaaren bedeutende Geschäfte gemacht wurden. — Ohne sich lange zu besinnen, änderte Müller seinen ersten Reiseplan und schlug nun jene Richtung der Strasse ein, die ihn am geradesten Wege nach Grenoble führte. — In Grenoble angekommen, hatte er in der That keine Ursache, seinen Entschluß zu bereuen; denn es fand sich hier für ihn bald der richtige Platz für sein weiteres Fortkommen. — Er trat in ein Seidenwaarengeschäft ein. — Sein Chef, der Eigenthümer der Seidenhandlung war ein ältlicher Herr und seit Jahren schon verwittwet. Das silberglänzende Lockenhaar, die gutmüthigen sanft lächelnden Züge seines Antlitzes machten auf Jeden, der ihn das erste Mal sah, einen guten und ehrwürdigen Eindruck. Die ehrwürdigen Züge des alten Herrn erweckten auch in Müller am ersten Tage schon ein gewisses Zutrauen, noch mehr aber des alten Toussaint, dies der Name des Kaufherrn, aufrichtige und freundliche Bewillkommnung des jungen Mannes. Denn der alte Herr schüttelte ihm mehr nach altdeutscher als französischer Manier herzlich die Hand und unterließ nicht, denselben seiner alten Haushälterin, die seit dem Tode seiner innigstgeliebten Frau bei ihm im Dienste war, wie nicht minder seiner liebenswürdigen Tochter Therese vorzustellen und den jungen Mann ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Mit Einem Worte, der alte Kaufherr, der nebenbei gesagt, auch der deutschen Sprache etwas

kundig war, zeigte sich in jeder Art höchst zuvorkommend und liebenswürdig gegen den jungen deutschen Kommis. — Müller wurde uun in das Geschäftsleben eingeführt und zwar durch den alten Toussaint selbst. Denn obgleich Toussaint mehrere ältere Gehilfen in seinem Geschäfte hatte, denen er den jüngsten unter ihnen zur Leitung und Einführung in das umfangreiche Geschäft hätte übergeben können, — so war er doch eine längere Zeit hindurch immer selbst um ihn und unterstützte den noch Unerfahrnen mit Rath und That. — Toussaint hatte es sich nämlich zum Grundsatze gemacht, jeden neueingetretenen Gehilfen in seine eigene Behandlung zu nehmen, wie er sich auszudrücken pflegte, um aus ihm einen redlichen, tüchtigen und brauchbaren Geschäftsmann herauszubilden. — Und bei manchem jungen Manne hatte diese lobens- und nachahmungswürdige Handlungsweise des alten Toussaint den besten Erfolg; die Folge davon war, daß ihn auch so mancher junge Mann aus Frankreich und Deutschland als Gründer seines Glückes verehrte. Denn zweifelohne ist es das größte Glück für einen jungen in der Welt noch unerfahrnen Jüngling, wenn ihm ein biederer erfahrner Mann zu Seite steht, der an ihm gleichsam Vaterstelle vertritt. Leider hatte der alte Toussaint auch schon einige Male die bittere Erfahrung gemacht, daß sein menschenfreundliches und christliches Streben, jeden seiner Untergeordneten glücklich zu machen, bei manchem jungen Manne wenig oder gar nichts fruchtete.

Diese Erfahrung bereitete ihm zwar manches schwere Herzenleid; doch sein christlicher Sinn ließ es nie dahin kommen, daß er, wie soviele andere Vorgesetzte zuletzt gleichgiltig geworden wäre und die seiner Sorgfalt anvertrauten jungen Leute zuletzt sich selbst und ihrem Schicksale überlassen hätte. — So hatte er erst vor Kurzen einen ganz jungen und talentvollen Mann, der bei ihm in Condition eingetreten war, und bei dem weder gute noch schlimme Worte etwas fruchteten, mit schwerem Herzen aus dem Dienste entlassen müssen. Ueber alle Erwartung aber entsprach dem alten Herrn der junge Müller. — Nicht bloß, daß derselbe sich in kürzester Zeit alle Geschäftsvortheile zu eigen machte, verwendete er auch seine geschäftsfreien Stunden auf das Beste und insbesondere dazu, um sich nicht bloß in der gewöhnlichen Conversations-, sondern auch in der französischen Schriftsprache auszubilden.

Müller bat sich von dem alten Toussaint täglich zwe Stunden aus, um mit Hilfe eines französischen Sprachlehrers die damalige Weltsprache auch wissenschaftlich zu erlernen. Der alte Toussaint erfüllte mit Freuden diesen Wunsch und gab dem strebsamen jungen Manne auch Mittel und Wege an die Hand, damit er sich auch im kaufmännischen Rechnungsfache weiter ausbilden konnte. — Dadurch entgingen dem Herrn Toussaint allerdings täglich eiuige Stunden Arbeitskraft, die er dem jungen Manne zu lieb selbst ersetzte, um dem braven Müller

keinen Abzug an dem ausbedungenen Honorar zu Gunsten eines andern Commis machen zu müssen.

Müller hatte, als er in Toussaint's Geschäft trat, erst das sechzehnte Lebensjahr vollendet, ein Alter, in dem der Geist noch jung und rege besonders dazu geeignet ist, in allen Wissenswerten schnellere Fortschritte zu machen, denn in späteren Jahren. — Da sich Müller überdieß besonderer Talente und Fähigkeiten erfreute, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß er nach Verlauf von kaum zwei Jahren nicht bloß geläufig französisch sprechen, sondern auch französische Correspondenzen schreiben, ja sogar französische Classiker ohne Beihilfe eines Wörterbuches zu lesen im Stande war. — Während dieser kurzen Zeit hatte er sich auch die Buchführung und andere kaufmännische Kenntnisse angeeignet.

In moralischer Hinsicht ließ Müller gar nichts zu wünschen übrig. Hatte er ja schon im Elternhause eine gute christliche Erziehung erhalten; hier in Grenoble aber stand er wieder unter einer vortrefflichen Leitung. Darum gerieth er auch nicht auf Abwege, wie es bei gar vielen jungen Leuten der Fall ist, die ohne feste sittliche Grundsätze in die Welt hinausgestossen werden und ohne erfahrne Leitung und Beaufsichtigung nur zubald ihrem Verderben entgegengehen. —

Müller hatte hier, wie im Vaterhause, stets den lieben Gott vor Augeu und erfüllte pünktlich und fleißig seine religiösen Pflichten. Er hätte es sich zu einer großen Sünde gerechnet, auch nur ein einziges Mal den sonntägigen Gottesdienst zu versäumen, und statt dessen einer gewöhnlichen Unterhaltung nachzugehen. Herr Toussaint gewährte aber auch seinen Untergebenen die nöthige Zeit und Gelegenheit, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen; ja er sah sogar strenge darauf, daß sie von allen genau befolgt wurden.

Es gab zur damaligen Zeit, namentlich in Frankreich sehr viele Gottesläugner, noch mehr aber solche, die sich zwar nicht öffentlich dem Christenthume abgesagt, aber seit vielen Jahren schon keine religiöse Pflicht mehr erfüllten. — Der alte Toussaint hatte immer eine rühmliche Ausnahme davon gemacht. Er war ein glaubenstreuer Katholik und hatte durch vieljährige Erfahrung sich den Grundsatz gebildet, daß man einem glaubensbaren Menschen weder Glauben noch Vertrauen zu schenken berechtigt sei. — Seiner christlichen Grundsätze wegen hatte er auch in der französischen Revolutionszeit viele Verfolgungen zu leiden gehabt und nur mit genauer Noth sein Leben und seinen Besitzstand gerettet. Herrn Toussaint's Vorleben zu erzählen, würde aber zu weit vom Ziele führen. — Der junge Müller aber entsprach im vollsten Maaße den durch vieljährige Erfahrung gebildeten Grundsätzen

Toussaints; und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn er den jungen Mann von Tag zu Tag mehr lieb gewann und ihn bei verschiedenen Gelegenheiten vor seinen andern Geschäftsuntergebenen auszeichnete.

II.

Die beglückende Ueberraschung.

Greis, tritt heraus, bei deinem Kinde ist
jetzt der rechte Platz für dich.
Walter Scott.

Wir überspringen einen Zeitraum von fünf Jahren, während welcher Zeit Müller ohne Unterbrechung und ohne, daß etwas Besonderes vorgefallen wäre, im Hause des Herrn Toussaint thätig war. — Er hatte sich innerhalb dieser fünf Jahre von seinen monatlichen Ersparnissen eine kleine Summe Geldes gesammelt, um sich damit mit der Zeit ein eigenes Geschäft zu gründen. — In aller Offenherzigkeit theilte er diesen seinen Plan dem wohlwohlenden Chef des Hauses, dem Herrn Toussaint mit. Der alte Herr war über diese Mittheilung weniger überrascht, als bestürzt; denn er hatte sich bereits daran gewöhnt, den thätigen und

redlichen Müller mehr als Glied seiner Familie, denn als besoldeten Geschäftsleiter anzusehen. — Ueberdieß hatte Toussaint längst die Ueberzeugung gewonnen, daß Müller seit Jahren schon die Seele seines ganzen Geschäftes, schwer durch einen andern werde zu ersetzen sein.

Bei alle dem mochte der menschenfreundliche Toussaint dem Lebensglücke Müllers keine Hindernisse in den Weg legen. Statt ihm, wie es im eigenen Vortheile gelegen gewesen wäre, durch eine Gehaltserhöhung noch einige Jahre von seinem gefaßten Plane zurückzuhalten, lobte er vielmehr denselben und half mit Rath und That ihn in's Werk zu setzen. — Er streckte dem thätigen Müller eine bedeutende Summe Geldes vor und empfahl ihn seinen vielen Geschäftsfreunden als einen strebsamen, rechtlichen jungen Mann, dem Jedermann sein volles Zutrauen schenken dürfe. Die Rekommandation des allgemein geachteten Toussaint hatte den besten Erfolg.

Müller miethete sich in eiuer der belebtesten Strassen Grenobels ein Gewölbe und errichtete dort einen eigenen Seidenwaarenverlag. In seiner nunmehrigen Selbstständigkeit führte er eine sogenannte Junggesellenwirthschaft. — Er hielt sich einen Geschäftsdiener und eine Frau, die die nothwendige Reinigung des Hauses zu besorgen hatte. — Bald hatte sich Müller

in seine neue Lage eingewöhnt; denn es ging so zu sagen alles nach seinem Wunsche. — Dazu hatte am meisten beigetragen, daß Müller, war es Zufall, war es Glück, solche Personen um sich hatte, die es rechtschaffen und redlich mit ihm meinten. — Auch vereinigte Müller die ersten zwei Bedingungen eines Geschäftsmannes in sich, um vorwärts zu kommen. — Er war sparsam gegen sich selbst und bediente seine Abnehmer billig und reel, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt. Und so konnte es denn nicht fehlen, daß sich sein Geschäft von Tag zu Tag erweiterte und er selbst sich bald in der Handelswelt einen ehrenvollen Namen erwarb; so daß viele auswärtige Kaufherren und Fabrikanten mit Müller in Geschäftsverbindungen traten. — Seine ohnehin schon gute Stellung sollte bald noch glänzender werden. — Eines schönen Abends nämlich, als Müller bereits sein Tagesgeschäft geschlossen hatte, wurde er von einem Besuche seines frühern Chefs, des alten Herrn Toussaint freudig überrascht. „Entschuldigen Sie, mein lieber Herr Müller", sagte der alte Herr, „daß ich Sie zu dieser späten Abendstunde noch störe."

„Ich bitte," erwiederte Müller, „es wäre ein Unrecht, wenn sich Derjenige gegen Den entschuldigen sollte, der ihm, seinem väterlichen Freunde, Alles zu verdanken hat."

„Ach," fiel Toussaint Müller in die Rede; „reden

Sie nichts vom Danke, lieber Freund, mein und Ihr Dank müßte sich ja gegenseitig aufheben; denn es dürfte schwer werden zu entscheiden, wer von uns beiden einer dem andern zu größerem Danke verpflichtet ist. Doch lassen wir das, lieber junger Freund; denn so weit Sie mich kennen gelernt haben, bin ich kein Freund von vielen Komplimenten; gehen wir lieber zur Sache selbst über.

Müller war neugierig, zu hören, welcher Angelegenheit wegen sein alter Chef sich bei so vorgerückter Abendstunde zu ihm bemüht habe. Wie erstaunte er aber, als Toussaint ihm eröffnete, daß er gekommen sei, um sich bei ihm in einer sehr wichtigen Sache Raths zu erholen.

„Welch' eine Ehre für mich!“ sagte Müller.

Toussaint aber fuhr fort: „Sie wissen, lieber Freund! und ein einziger Blick auf die Haare meines Hauptes überzeugt sie dessen, daß ich in Jahren bereits vorgerückt bin, — und in vielleicht sehr kurzer Zeit werde ich meinen ausgebreiteten Geschäften nicht mehr vorzustehen im Stande sein. — Zugleich sehne ich mich, nachdem ich Jahre lang mit Anstrengung gearbeitet, nach Ruhe. Der Himmel hat mir leider die Freude versagt, einen Sohn mein nennen zu können, auf den ich mein Geschäft und meinen Namen übertragen könnte. Zum Troste hat mir aber die Vorsehung einen

Ersatz in meiner einzigen Tochter Therese gegeben. Sie war bisher die Freude meines Herzens, ihr galten alle Arbeiten und Mühen dieses Lebens.

Toussaint hielt bei diesen letzten Worten ein wenig inne uud schien zu überlegen, was und wie er nun weiter reden solle.

Bald aber fuhr er fort: „Und die Arme, an der mein ganzes Leben hängt, sie das Ebenbild meiner früh dahingeschiedenen Gattin, werde ich vielleicht früher noch, als ich es vermuthe, als vater- und mutterlose Waise zurücklassen müssen; — ach! ich erschrecke bei diesem Gedanken!"

Der alte Herr seufzte tief auf und fuhr fort: „Zwar hat sich ihr schon mancher junge Mann zur Stütze auf ihrem zukünftigen Lebenswege angeboten und sich um Theresens Hand und ihr Vermögen beworben. Doch fand ich bei keinem von ihnen jene Eigenschaften vereinigt, die das Lebensglück meines einzigen Kindes zu begründen vermöchten; ja doch," setzte er sich gleichsam selbst verbessernd hinzu, „einen glaube ich zu kennen, der diese Eigenschaften in sich vereinigen dürfte; auch Sie, lieber Herr Müller, kennen ihn und von Ihnen wird es mit abhängen, daß mein einziger Wunsch, mein Kind glücklich zu wissen, in Erfüllung gehe. Bei diesen Worten faßte der alte

Toussaint den jungen Müller scharf in's Gesicht. Müller aber konnte kaum seine Verlegenheit verbergen. Eine dunkle Ahnung bemächtigte sich seiner und doch stiegen wieder gewichtige Zweifel gegen dieselbe in seinem Innern auf und ventilirten in ihm die Frage, die er aber nicht auszusprechen wagte: Wer mag wohl der Glückliche sein, der die mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattete Therese, das einzige Kind des reichen Toussaint als Braut nach Hause zu führen bestimmt ist. Ohne Zweifel ist es einer meiner Freunde aus einem wohlhabenden Grenobler Hause! Der junge Müller zählte deren aber mehrere, die sich an ihn ob seines biedern Charakters angeschlossen hatten.

Der alte Toussaint riß ihn endlich aus seinen Betrachtungen mit den Worten heraus: „Lieber junger Freund, errathen Sie meinen Mann nicht?"

„Oh, wie wäre ich das im Stande?"

„Das zu errathen," sagte Toussaint, „müßte für Sie das Allerleichteste von der Welt sein, wenn Sie von dem Grundsatze ausgingen, daß Jedermann sich selbst am Besten kennen soll!"

Müller wurde noch verlegener.

Toussaint aber fuhr fort: „Ich sehe schon, Ihre Bescheidenheit läßt es nicht zu, daß Sie das nämliche Urtheil über Ihre eigenen Vorzüge fällen, wie es Ihr alter Freund längst gefällt hat!"

Der alte Herr hat sich mit diesen Worten so deutlich ausgedrückt, daß es in der That überflüssig war, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit noch beizufügen: Ja, Sie sind es, und kein anderer, lieber Müller, dem ich unter so vielen Bewerbern das Lebensglück meiner Therese anvertrauen möchte, vorausgesetzt, daß Sie selbst damit einverstanden sind und keine Einwendung dagegen haben. Müller hatte allerdings keine Einwendung zu machen; aber in seiner Verlegenheit und Ueberraschung war er auch nicht im Stande, auch nur ein Wort, wenn auch nur der anstandsmäßigen Courtoisie (Höflichkeit), wie sich die Franzosen auszudrücken pflegen, zu erwiedern. Der alte Toussaint, der in dieser Art kein besonderer Menschenkenner war, dagegen aber alles kaufmännisch berechnete, wurde fast ärgerlich darüber, daß Müller diesen für ihn offenbar vortheilhaften Antrag nicht sogleich mit beiden Händen erfaßte und sagte fast erzürnt: „Wie, junger Freund, sie wären zu stolz, die Hand meiner Tochter und mit ihr zugleich mein nicht unbedeutendes Vermögen anzunehmen?

Da Müller noch immer in stummer Verlegenheit kein Wort hervorzubringen vermochte, griff ihn der alte Toussaint an einer sehr verwundlichen Stelle seines Herzens mit den Worten an: „Nun denn, seien Sie aufrichtig gegen Ihren alten Freund und gestehen Sie es offen, daß Sie über Ihr Herz und Ihre Zukunft bereits anderweitig verfügt haben.

Diese Worte brachten Müller endlich zur Besinnung; denn er war nun aufgefordert, diesen Verdacht von sich zu weisen. — Er näherte sich seinem alten Chef, erfaßte dessen Rechte, küßte sie mit Wärme und Dankbarkeit und flehte im bittenden Tone: „Vergebung, mein edler Wohlthäter und Vater, daß ich vor Ueberraschung und Freude nicht sogleich Worte finden konnte, um Ihnen die dankbaren Gefühle meines Herzens kund zu geben ob dieses unerwarteten Antrages, der für mich eben so freudig als ehrenvoll wäre, wenn“ — hier hielt er ein wenig inne.

Der alte Herr aber fiel ihm halbärgerlich in die Rede: „Was! — wenn! drücken Sie sich doch deutlicher aus, Herr Müller und lassen Sie alle Höflichkeitsformeln bei Seite! Ich bin dergleichen nicht gewohnt. Bei mir hat es stets geheißen: ja, oder nein, — und das wünsche ich auch von Ihnen.“

Müller, der noch in seinem Ideengange beschäftigt war, fuhr fort, ohne auf die eigentliche Frage Toussaint's Rücksicht zu nehmen: „Wenn auch Therese, was doch die Hauptsache ist, ihren Willen dazu gibt.“

Jetzt erst wurde der alte Herr wieder ruhiger und sagte, wenn auch mit einiger Betroffenheit, doch ganz gelassen: „Wenn Sie, mein junger Freund, weiter kein Bedenken haben, dann ist das Geschäft in Ordnung;

denn meine Therese war stets gewohnt, meinem Willen zu folgen. Therese kennt das Gottes Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren"; auch ist sie überzeugt, daß ihr Vater stets nur ihr Bestes will."

Toussaint machte nun eine kleine Pause, dann aber fuhr er fort: „Wenn Sie, lieber Müller, kein weiteres Bedenken haben, dann reichen Sie mir ohue Weiters Ihre Hand zum bekräftigenden Handschlag, wie es in Ihrem deutschen Vaterlande gebräuchlich ist. — Auf diese Aufforderung hin reichte Müller seinem alten Chef fast mechanisch die Rechte. Im Herzen aber empörte es ihn, daß der sonst so menschenfreundliche Toussaint eine so heikliche und zarte Angelegenheit wie ein ganz gewöhnliches Kaufgeschäft behandle, verbarg jedoch dieses eigenthümliche Gefühl sorgfältig vor dem alten Herrn, um ihn nicht zu verletzen. Toussaint aber drückte seinem zukünftigen Schwiegersohne nochmals die beiden Hände und ging so befriedigt nach Hause, als wäre ihm eine Spekulation mit einem Gewinne von vielen Tausenden gelungen. In diesem Glücke hätte er fast vergessen, Müller zu einem rechtbaldigen Besuche in sein Haus zu laden. Des andern Tages schon eröffnete er Therese seinen festen Willen und seine Werbung bei Müller. — Der alte Toussaint, der sich nie zu verrechnen pflegte, hatte sich auch diesmal nicht verrechnet. Therese, die christlich erzogene Tochter, die bisher in Unschuld und Zurückgezogenheit gelebt hatte, ehrte

in dem Willen des Vaters den Willen Gottes. Ueberdieß hatte sie Müller, der mehrere Jahre in ihrer nächsten Nähe gelebt hatte, stets von der besten Seite kennen gelernt und war ihm seines liebenswürdigen Charakters wegen stets gewogen. — Kurze Zeit darnach wurden Müller und Therese zur Freude des alten Toussaint durch das geheiligte Band der christlichen Ehe auf ihre Lebenszeit verbunden. Und Toussaint hatte in der That keine Ursache, es zu bereuen. Der junge Müller ehrte und liebte seinen Wohlthäter, wie ein gutes Kind seinen Vater. Therese aber und Müller selbst lebten in einer glücklichen Ehe. Der alte Toussaint erlebte noch die Freude, in seinen alten Tagen eine Enkelin, die der Mutter zu Ehren gleichfalls den Namen Therese erhielt, — am Schooße schaukeln zu können. Die kleine Therese war ganz das Ebenbild der Mutter und bildete die einzige Freude und Beschäftigung des alten Kaufherrn. Denn schon einige Tage nach der Vermählung seiner Kinder, wie er selbst Müller und Therese zu nennen pflegte, hatte er sein großes umfangreiches Geschäft an den Schwiegersohn übertragen, der es nun mit seinem eigenen vereinigte und sie beide unter der Firma: Toussaint-Müller fortführte. Doch der alte Toussaint sollte nicht lange diese Freude genießen. — Die kleine Therese hatte erst angefangen zu lallen und die Worte: „Vater, Mutter, Großvater“ nachzusprechen, als es dem Herrn über Leben und Tod gefiel, den alten Toussaint in's bessere Jenseits abzu-

berufen. — Er folgte gerne diesem Rufe. Hatte er ja vor seinem Tode noch den Trost und die Freude erlebt, seine liebe Tochter Therese in guten Händen zu wissen.

Wir übergehen die Tage der Trauer im Müller'schen Hause, die ja mehr oder weniger allüberall einzukehren pflegen. — Es erfüllte sich auch hier wieder das alte Sprüchwort: „Die Zeit heilt jede Wunde." — Im Müller'ischen Hause aber trug zur Erfüllung dieses bewährten Sprüchwortes das Meiste die kleine Therese bei, die den liebenden Eltern viel Trost und Freude bereitete. Die kleine Therese war ein ganz liebenswürdiges Kind nicht bloß ihrer äußern Körpergestalt, mehr noch ihrer schönen Seele nach. Von den oft angebornen schlimmen Neigungen so mancher Kinder fand sich an Therese fast keine Spur. Von Natur aus war sie empfänglich für alles Gute und Schöne. Darum kostete auch ihre Erziehung den Eltern wenig Mühe. Vater und Mutter versäumten aber auch keine Gelegenheit, ihrem lieben Kinde den Samen zu allem Guten, namentlich die Furcht Gottes ihrem zarten Gemüthe einzupflanzen. Die kleine Therese hatte an Vater und Mutter nur gute Beispiele vor Augen; so mußte sie auch selbst gut werden. — Darum folgte sie auch, wie es guter Kinder Sitte ist, den Eltern auf's Wort und that alles, was sie ihnen nur an den Augen ansehen konnte.

Wir haben bisher nur von jenen Eigenschaften der kleinen Therese gesprochen, die bei einem guten Beispiele der Eltern und bei strenger Erziehung mit Milde gepart, in der Regel die meisten Kinder sich aneignen. Es gibt aber noch andere Eigenschaften, die die besorgten Eltern beim besten Willen ihren Kindern nicht beizubringen im Stande sind. — Das sind die angebornen Talente und Fähigkeiten, die in der Regel eine besondere Gabe des Himmels sind. Bei der kleinen Therese waren auch diese im reichlichen Maße vorhanden. Schon in den gewöhnlichen Schulgegenständen machte sie ausgezeichnete Fortschritte. Ihren Lehrern bereitete ihr Unterricht wenig Mühe und Schwierigkeiten.

Herr Müller hatte für den Privatunterricht seines Kindes mit besonderem Glücke einen jungen strebsamen Lehrer gewählt, der besonders für den sogenannten Anschauungsunterricht eingenommen war. Der Anschauungsunterricht war schon in jener Zeit in Frankreich nichts Neues mehr. Der erfahrne Lehrer machte bald die Bemerkung, daß seine gelehrige Schülerin Therese eine angeborne Anlage zum Zeichnen und Malen habe. Vater Müller selbst ging von dem Grundsatze aus, daß es einem Kinde niemals Schaden bringt, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, die angebornen Fähigkeiten für einen besondern Gegenstand kräftig auszubilden; — daß es für die Zukunft des Kindes unter

Umständen selbst von großem Nutzen sein könne. Der umsichtige Vater trug nun Sorge, für Therese auch einen talentvollen Maler als Zeichnungslehrer zu gewinnen. — Ein eigener Zufall brachte auch seinen Wunsch in Erfüllung.

III.

Der glückliche Zufall.

> O Mutterlieb'! du strenge Pflicht
> der Ewigkeit gehört dein Walten,
> die Rechenschaft, vergiß sie nicht!
> Lied aus Amaranth.

Zur Zeit unserer Erzählung hatte sich ein junger talentvoller Maler aus Deutschland entschlossen, seine Vaterstadt Köln am Rhein zu verlassen, um gleichfalls in Frankreich sein Glück zu suchen. Sein Name war Werner. — Auf seiner Reise nach Paris berührte er absichtlich die Stadt Grenoble. Er suchte hier seinen Landsmann und entfernten Verwandten Müller auf. Denn der Ruf von Müllers Wohlhabenheit und seinen weitverzweigten Verbindungen mit den angesehensten Geschäftshäusern war bereits bis in seine Geburtsstadt Köln gedrungen. Ueberdieß stand Müller in ununterbrochenem Briefwechsel mit seinem alten Vater. Letzterer

konnte sich nicht entschließen, dem Wunsche seines braven Sohnes gemäß, seine Vaterstadt mehr zu verlassen und nach Grenoble zu übersiedeln. Dafür aber unterstützte ihn der Sohn reichlich, um so die Pflicht der kindlichen Liebe zu erfüllen. Maler Werner hatte sich mit einem Empfehlungsschreiben des alten Müller versehen und mit diesem stellte er sich nach seiner Ankunft in Grenoble dem berühmten Kauf- und Handlungsherrn Müller vor.

Dieser empfing den Landsmann mit Zuvorkommenheit und aufrichtiger Herzlichkeit. — Er unterließ auch nicht, den willkommenen Gast seiner liebenswürdigen Frau vorzustellen. Diese empfing den Landsmann und entfernten Verwandten ihres Gatten mit gleicher Zuvorkommenheit und Herzlichkeit. — Leider erstreckten sich die kaufmännischen Verbindungen Müllers augenblicklich nicht so weit, um einem jungen Künstler in der Hauptstadt des Landes sein Fortkommen zu sichern. Er machte deßhalb Herrn Werner das Anerbieten, sich vor der Hand in seinem eigenen Hause in Grenoble zu etabliren, und hier so lange abzuwarten, bis sich anderwärts ein besserer Platz für seine Kunstthätigkeit eröffnen würde.

Werner machte von der Gastfreundschaft Müller's ohne langes Bedenken Gebrauch; richtete sich wohnlich ein, stellte in einem geeigneten Zimmer des weitschichtigen Müller'schen Hauses seine Staffelei auf und fing

zu malen an. Er malte anfangs kleine Genrebilder; bald aber befaßte er sich auch mit Portraitmalerei. — Um dem jungen Künstler einen Namen und Verdienst in Grenoble zu verschaffen, bestellte der Kaufherr selbst ein Portrait seiner Frau. Werner vollendete das Portrait zur vollsten Zufriedenheit der Frau des Hauses, nicht minder aber auch zur Bewunderung aller, die es sahen. Denn die Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und dem Originale war sprechend. Das treffliche Portrait, eine der Erstlingsarbeiten Werners in Grenoble, begründete bald seinen Ruf in der Stadt. In kurzer Zeit liefen Bestellungen über Bestellungen ein. Werner war kaum im Stande, sie alle zu bewältigen.

Ueberdieß hatte der o angestrengte Künstler noch eine zweite Aufgabe übernommen. Diese diente ihm aber mehr zur Erholung, als zur Anstrengung seiner geistigen Kräfte. — Er ertheilte nämlich über Müllers Wunsch, dem er aus Dankbarkeit verpflichtet war, seiner bereits der Schule entwachsenen Tochter Therese täglich einige Unterrichtsstunden im Zeichnen und Malen. Therese zeigte sich ungemein gelehrig und talentvoll zum Zeichnen. Nach Verlauf eines Jahres nahm sie schon Copien von Originalgemälden ab, und ihre Studienköpfe waren so ausdrucksvoll, daß jeder Kenner in ihnen das Werk einer besonders befähigten Dilettantin erkannte. Dieß muß uns um so mehr Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß Therese täglich nur einige

wenige Stunden für ihre Lieblingsbeschäftigung erübrigte. Ihres Vaters Absicht war es nämlich keineswegs, seine einzige Tochter zu einer Malerin heranbilden zu lassen. Vater uud Mutter sowohl hielten Therese vielmehr an zur Erlernung jener häuslichen Arbeiten, die man von einem gebildeten Frauenzimmer, das einst einer selbstständigen Hauswirthschaft vorstehen soll, mit Recht verlangen kann. Sie wollten aus ihrer Tochter eine umsichtige, fleißige und christliche Hausfrau heranbilden. Müllers Grundsatz war: Zuerst das Nothwendige, Religion und Häuslichkeit; dann erst das Nützliche und Schöne. Dieser praktisch gute Grundsatz wird leider bei der Kindererziehung nicht immer befolgt. Statt, wie es in der Einrichtung Gottes selbst begründet ist, daß die Kinder des Hauses an der Hand der Mutter zu einem frommen christlichen Sinne und zur Häuslichkeit geleitet werden, schickt man sie, um sich das Erziehungsgeschäft vom Halse zu schaffen, oft in zartester Jugend schon in die sogenannten modernen Erziehungs-Institute, in denen die Kinder oft Alles, nur das nicht lernen, was einzig nothwendig ist und Pater Abraham a sancta Clara würde von manchen heutigen Erziehungsanstalten und Schulen sagen:

Sie lernen franzmännisch und englisch zu reden,
Leider nicht, fromm und deutsch mehr zu beten;
Dociren Erd- und Sternenkunde,
Doch keine Haus- und Wirthschaftskunde.

Sie üben Turnen und Taktik
Und all' der jetz'gen Welt Praktik;
Sie lernen alles superfein,
Nur nicht christlich gläubig sein. —

J. G.

Wohl gibt es auch viele gute Erziehungsanstalten für Kinder, die eine rühmliche Ausnahme machen. Im Allgemeinen aber läßt sich das Naturgesetz, welches göttlichen Ursprunges ist, nicht umstoßen: das Kind gehört zu den Eltern und die beste Schule ist die einer braven christlichen Mutter.

IV.

Das Genregemälde.

Ein Schrei, ein Fall — die Welle rauscht.
Aus Amaranth.

Herr Werner betrieb bereits einige Jahre in Müllers Hause seine Kunst. Er hatte hier allerdings ein hinlängliches Einkommen, und konnte sorgenfrei leben. Es gibt aber Künstlernaturen, denen dieses allein nicht genügt. Und das sind jene, denen es nicht so sehr um des lieben Broderwerbes, sondern um der Kunst selbst willen zu thun ist. Zudem wollen viele Künstler auch in einem weitern Umkreise Anerkennung finden und sich einen Namen in der Künstlerwelt machen. Diese beiden Bestrebungen sind in einer Provinzialstadt nur auf einen kleinen Raum und ein sehr bescheidenes Maß beschränkt.

So dachte auch Werner. Er fühlte sich in Grenoble

nicht recht behaglich; denn immer wieder wurde der Wunsch in ihm rege, die Provinzialstadt zu verlassen und sie mit der Hauptstadt zu vertauschen. Auch waren um diese Zeit für Frankreich und Paris wieder friedliche Zeiten gekommen. Werner theilte seinen Entschluß und Herzenswunsch seinem vieljährigen Freunde Müller mit. Dieser aber gab dem Freunde und Landsmann den wohlgemeinten Rath, er möge ja nicht auf's gerade Wohl hin so ohne Weiters in einer so großen Weltstadt sein Atellier aufschlagen. Er gab ihm dabei zu verstehen, daß in so großen Städten wegen Menge der Künstler oft auch die wahre Kunst um Brod betteln müsse, wie er es selbst gehört und gelesen habe. — Deshalb rieth er ihm, hier in Grenoble noch mit Aufbietung aller seiner Kräfte und Kunstgeschicklichkeit ein originelles Genrebild zu malen; denn Genremalerei war zur Zeit Modesache in Paris. — Müller meinte überdieß: „Mein jüngster Geschäftsfreund in Paris, wird auf meine Bitte hin, Sorge tragen, daß Ihr Gemälde in irgend einer besuchten Kunstausstellung den ihm gebührenden Platz finde. — Findet," fuhr Müller fort, zum Freunde zu reden, „Ihr erstes Gemälde Anerkennung, dann ist Ihr Glück gemacht. Wenn nicht, was ich jedoch, insoweit ich Ihre Kunstfertigkeit kenne, bezweifle und um so mehr bezweifle, indem ich überzeugt bin, daß auch mein Geschäftsfreund das Seinige beitragen wird, daß Ihre Kunst anerkannt werde, — nun — dann ist auch noch nichts verloren. Sie können sich

noch ein zweites- und drittes Mal versuchen und setzen sich dabei der Gefahr nicht aus, in der Weltstadt darben zu müssen." Herr Werner drückte dem Landsmann dankbar die Hand und sprach: „Ich danke Ihnen, lieber Freund, vom Herzen für den wohlgemeinten Rath und für die liebevolle Fürsorge, die sie für mein weiteres Fortkommen tragen! Ich werde Ihrem Rathe folgen."

Die Parole war geworfen. Nun ging aber auch die Noth des Künstlers an. — Was sollte er malen, um, wie er sich einbildete, vor der Kritik der kunstgebildeter Pariser zu bestehen und Anerkennung zu finden? Werner entwarf einen Plan um den andern zu einem originellen größeren Genrebilde. Aber er hatte oft den Plan noch nicht vollständig entworfen, da verwarf er ihn schon wieder. Zu wiederholten Malen hatte er bereits Skizzen entworfen und wieder verworfen. Endlich nach langen Herumsuchen nach einem anziehenden Gegenstande, half ihm ein Zufall aus der argen Verlegenheit. Seit der angeführten Berathung mit Müller war ein halbes Jahr verflossen. Einem strengen Winter und einem stürmischen Frühjahre war der liebliche Wonnemonat gefolgt. Die Städtebewohner machten, um sich für den langen Stadtarrest zu entschädigen, wieder ihre gebräuchlichen Landpartien. Auch Werner entschloß sich zu einem solchen Ausfluge. — Die schönen Anlagen und Alleen von Grenoble konnten ja doch der Phantasie des Künstlers keine hinreichende

Nahrung mehr bieten. Sie waren ihm etwas Alltägliches. Werner hatte die Nacht vor der Partie wieder halb schlaflos durchwacht. Denn auch zur Nachtszeit durchkreuzten allerlei Pläne und Entwürfe für ein Epoche machendes Kunstgemälde seine Gedanken und verscheuchten den so wohlthätigen Schlaf von seinen Augen. — Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und schon stand Werner vollständig angekleidet zur Landpartie ausgerüstet. Eilig steckte er sein Skizzenbuch zu sich und eilte mutterselig allein in's Freie hinaus. O, es war ein prachtvoller Maimorgen. Ringsum knospeten die Bäume und ihre farbigen Blüthen würzten die Lüfte. Die befiederten Sänger der freien Natur sangen dem Schöpfer ihres Daseins ihre Morgenlieder. Die ganze belebte und unbelebte Natur schien ihr Frühlingsfeierkleid angezogen zu haben und Werner zu Lust und froher Hoffnung einzuladen. Unser Künstler schritt rüstig vorwärts. Immer mehr erweiterte sich sein Gesichtskreis und die Stadt Grenoble war bald ganz seinen Blicken entschwunden. Jetzt erst fühlte er sein Gemüth erleichtert und er sog, wie sich ein Dichter ausdrückt, „in vollen Zügen die reinen Düfte der ländlichen Lüfte." Sein Herz schwamm in einem Meere von Wonne und Seligkeit. Der Weg führte seine Schritte vor einem kleinen Teiche ganz in der Nähe eines Dorfes vorüber. Eine bunte Schaar Kinder im Alter von vier bis sechs Jahren spielte am Rande des Teiches. Die Kinder waren alle so kräftig

gesund, und ihre frohlachenden Gesichtchen waren von reichlichen Locken umsäumt. Wie schön kamen Werner diese ungeschmückten ländlichen Jungen vor. Sie alle lachten und schäckerten bunt durcheinander. Den Spiegel des Teiches selbst, dessen Ufer reichlich mit Schilf und Rohr bewachsen war, belebte eine Schaar schneeweißer Schwäne. Sie gehörten einem angesehenen Bürger von Grenoble, der sich im Dorfe eine Villa gebaut und hier den größten Theil des Jahres zubrachte. Die schneeweißen Thiere mit ihren langgestreckten Hälsen näherten sich zuweilen dem Ufer, um die von den Kindern in das Wasser geworfenen Brodsamen zu erhaschen; stießen aber sogleich wieder vom Ufer ab, wenn der eine oder der andere der Knaben eine rasche Bewegung gegen den Teich zu machte. — Letzteres schien besonders einem der kleinsten der Knaben viel Vergnügen zu machen. Er hatte sich von seinen übrigen Gespielen, die sich bald um die schwimmenden Schwäne nicht weiter kümmerten, ein wenig entfernt und stand dicht am Rande des Teiches, wie, wenn er Wacht halten sollte. Der Kleine stand ganz ruhig und regte sich nicht im Geringsten. Er hatte sich in seiner Einfalt vorgenommen, einen der im Sonnenlichte hellschimmernden Wasservögel zu erhaschen. Der Teich mit dem ihn umsäumenden Grün von Schilf und Rohr, die ihn durchstreichenden Schwäne mit ihren Wellenbewegungen, die malerischen Gruppen und die natürlichen Bewegungen der ländlichen Kinder entzückten den

Künstler um so mehr, als alles so schön vom herrlichsten Sonnenlichte beleuchtet war. Er hätte sie alle malen mögen, einzeln und in Gruppen; wie sie bald so übermüthig lachten, bald wieder, wenn ihnen irgend eine kindliche Hoffnung fehlschlug, unmuthige Gesichter schnitten. Rasch zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche und entwarf eine Skizze. — Bald hatte er die Skizze vollendet und freute sich, daß es ihm nun gelungen sei, ein naturgetreues und nicht von der bloßen Phantasie vorgespiegeltes Genrebild zur Ausführung bringen zu können. — Doch während er noch mit sichtbarer innerer Befriedigung die Skizze musterte, da hörte er plötzlich ein Geräusch im Wasser. Er wandte schnell seinen Blick nach jener Stelle, woher das Geräusch kam. Im nämlichen Augenblicke drang ein Schmerzensruf an sein Ohr. Er blickte auf und sah eine junge pausbackige Bauersfrau in ihrem sittsamen ländlichen Anzuge. Sie war von der nahen Wiese herbeigeeilt und breitete in Angst und Verzweiflung die Hände über das Wasser aus, in dem der vorerwähnte Knabe zu ertrinken im Begriffe war. Hilfe, Hilfe, rief sie aus; um Christi Willen, mein Kind ertrinkt! Werner besann sich nicht lange, warf Hut und Rock von sich und tauchte mit kühnem Sprunge in die Fluth. Und schon in einigen Augenblicken legte er den athemlosen und halberstarrten Knaben in die Arme der Mutter, die ihn nun herzte und sein Gesicht mit Küßen überhäufte. Als Werner den Kleinen schärfer in's Auge faßte, er=

kannte er in ihm jenen blondlockigen Knaben, der noch kurz zuvor ganz einsam wie auf der Wacht am Teichufer stand und in dem Augenblicke, als er einen von den silberglänzenden Schwänen erhaschen wollte, gählings in's Wasser stürzte. Die Mutter des Knaben' aber war auf der angränzenden Wiese mit Leinwandbleichen beschäftigt und hörte zugleich mit Werner das plätschernde Geräusch. Eine Ahnung sagte es ihr und das scharfe Mutterauge erkannte sogleich das geliebte Kind. Noch lange herzte und küßte die Bauersfrau ihr von gewissem Tode gerettetes Kind und dachte erst nach längerer Zeit daran, dem Retter ihres Kindes ihren schuldigen Dank zu sagen. Doch Herr Werner hatte nicht auf den Dank des Weibes gewartet; er war längst davon geeilt, um recht bald in die Stadt zu kommen und der von Nässe triefenden Kleider sich zu entledigen. — Da er eine Strecke Weges von einigen Stunden zurückzulegen hatte, um in die Stadt und seine Wohnung zu gelangen, so läßt es sich leicht denken, daß er dort vor Kälte fröstelnd sich sogleich nach Wechslung der Kleider zu Bette begeben mußte. Ein Fieber hatte sich seiner bemächtigt und nur der großen Geschicklichkeit des herbeigerufenen Arztes und der sorgsamen Pflege von Seite der Müller'schen Familie hatte er es zu danken, daß er in Kürze wieder das Bett verlassen konnte. Vielleicht trug zu seiner schnellen Genesung auch seine veränderte Geistesstimmung bei. Hatte er doch die längst gesuchte Skizze für ein der Natur

selbst entnommenes Genrebild gefunden. Sein Gemüth war wieder heiter und das Gefühl, einer Mutter ihr Kind gerettet zu haben, wirkte wohlthätig ein auf Körper und Geist zugleich. Werners erster Gang nach seiner Genesung war in die Kirche, um dem Herrn über Leben und Tod zu danken für seine wieder erlangte Gesundheit; sein zweiter Gang zur Staffelei. — Da nahm er nun die Palette zur Hand und zeichnete den Knaben am Rande des Teiches in dem Momente, in dem er sich gerade zu den schwimmenden Schwänen hinabneigt und ausgleitet; im Hintergrunde die herbeieilende und die Hände ringende Mutter und die verblüfften und erschrockenen Spielgenossen des Knaben. — Er betrachtete nochmals den Entwurf und fand Leben und Wahrheit darin. Er fühlte es, daß er einen Gegenstand gefunden, bei dem sein Herz sich mitbetheiligte. Ohne am Entwurfe etwas zu verbessern, legte er die Farben an und arbeitete nun ununterbrochen an dem Gemälde. Herr Müller besuchte ihn während der Arbeit häufiger als sonst und wurde nicht des Lobes satt über das Lebendige und Wahre des Gemäldes. Als aber Werner den letzten Pinselstrich gethan und das Bild vollendet war, da drückte Müller dem Freunde die Hand und sagte: „Brav, Herr Werner, ihr Bild ist ausgezeichnet und voll Leben und Geschmack. Es ist ganz geeignet, auch in einer Weltstadt Käufer anzulocken." — Bei diesen Worten aber senkte Werner traurig und fast niedergeschlagen den Blick zu Boden

und sprach: „Lieber Freund, sie haben eine gar traurige Saite meiner Seele angeschlagen.“

„Wie so“, fragte Müller?

Werner erwiederte: „Ich habe Ihnen, lieber Herr Müller viel, ja sehr viel zu danken; und dennoch schmerzt es mich ungemein, daß sie von meinem Bilde nicht anders sprechen, denn von einer alltäglichen Kaufmannswaare.“

„Vergebung, mein junger Freund und Landsmann, daß ich Sie ohne mein Wissen und Willen vielleicht beleidigt habe; ich kann jedoch mein Wort, das ich einmal gesprochen, nicht zurücknehmen.“

„Wie“, sagte Werner mit einem Tone, in dem sich eine gewisse Wehmuth und Empfindsamkeit zugleich ausdrückte, „habe ich Sie recht verstanden?“

„Allerdings“, erwiederte Müller, „und ich behaupte nochmals, daß es sich meinem kaufmännischen Verstande nach mit dem Verkaufe eines Gemäldes nicht viel anders verhält, denn mit andern Handelsartikeln, die zum Verkaufe bereit liegen. — Stellt ein Kaufmann neue Waarenmuster aus, so lockt er Käufer an und er wird, wenn er auch sein Vermögen nach Tausenden zählt, gerne losschlagen; dieß verlangt sein eigener

Vortheil. Gilt nicht das Nämliche auch von einem Künstler? Wozu stellt er denn sein Bild aus, als um es an Mann zu bringen."

„Wie," sagte noch mehr erregt Werner, „Sie bleiben also bei ihrer vorgefaßten Meinung; ein Bild sei nichts anderes als eine gewöhnliche Waare zum Losschlagen und reihen den Künstler noch obendrein in eine geringere Menschenklasse ein, weil letzterer sein Vermögen nicht nach Tausenden zählt, wie ein Kaufherr. Nun mußte sich Herr Müller alle Mühe geben, um Werner, der ziemlich reizbar war, wieder zu besänftigen, — doch es gelang ihm nicht. — Und als Müller in seiner Entschuldigung unter anderm die Meinung aussprach: „Er habe sein Kunstgemälde nur insofern mit einer Waare verglichen, als ja ein Bild auch je nach seinem innern Werthe um einen niederen oder höheren Werth verkauft wird und daher eine, wenn auch höhere Art von Waare repräsentire; da unterbrach ihn Werner mit der größten Gereiztheit: „Wie, mein Bild eine höhere Waare! — Nein, nein, — nie und nimmer! Mir ist mein Bild ein heiliger Schatz; es ist mein zweites Ich; denn ich habe meine höchsten und heiligsten Empfindungen hineingelegt; es ist mir so lieb und werth, wie einem andern sein Kind, sein Weib, seine Braut. — Herr Müller, der den jungen Künstler in nicht noch größere Aufregung versetzen wollte, hielt es für's Beste, sich unter einem schicklichen Vorwande zu

entfernen. Werner aber erwiederte ganz kalt den Verabschiedungsgruß des reichen Kaufherrn.

Es trat nun eine gewisse Spannung ein zwischen den beiden ehemaligen Freunden, die nach und nach in eine förmliche Kälte, wenn nicht geradezu Feindschaft überging. Werner machte nicht einmal Gebrauch von dem Anerbieten Müllers, das den Lesern schon bekannt ist und schon in kurzer Zeit war er nach Begleichung aller seiner Rechnungen, am Wege nach Paris. — So hatte dieses kleine Mißverständniß die besten Freunde einander entfremdet, weil, wie es im Leben häufig vorkömmt, jeder den strittigen Gegenstand von einem andern Standpunkte aus betrachtete, der Kaufherr mehr von der materiellen, der Künstler mehr von der ästhätischen Seite, von der aus ein Kunstgemälde allerdings keine Waare ist.

V.

Das unverschuldete Falliment.*)

Ein Unglück kommt selten allein.
Alter Spruch.

Wir übergehen abermals eine Zeitperiode von mehr denn zehn Jahren. Im Müller'schen Hause hatte sich in letzter Zeit Vieles verändert. Das alte Sprüchwort: Das Glück ist kugelrund, bewahrheitete sich auch in der Müller'schen Familie. — Zuerst entriß Herrn Müller der leidige Tod die innigst geliebte Gattin und Mutter Therese nach einem langwierigen Krankenlager. Trauernd und wehklagend stand der gebeugte Müller vor dem Sarge seines geliebten Weibes, die blühende Therese vor dem der viellieben Mutter. — Selten kommt aber ein Unglück allein. Schon während der Krankheit seines lieben Weibes hatte Müller, da man nach der politischen Constellazion auf ein bedeutendes

*) Falliment bedeutet: Zahlungsunfähigkeitserklärung bei Kaufleuten.

Steigen der Seidenwaaren zu schließen berechtigt war, bedeutende Einkäufe in dem benannten Artikel gemacht; er nahm natürlich, wie es in der Handelswelt schon so Uebung ist, einen großen Theil auf Credit. Es mag nun sein, daß Müller der Trauer im Hause wegen die günstige Zeit zum Ausverkaufe des angekauften Waarenvorrathes versäumte, oder daß er auf ein noch größeres Steigen der Preise wartete, wir wollen es nicht entscheiden. Mit einem Worte: Es verstrich die günstige Zeit für Müller ohne Vortheil und was das Uebel noch vergrößerte, es erfolgte überdieß noch ein plötzlicher Rückschlag; die Seidenwaaren fielen im Preise so bedeutend, daß es vor Kurzem niemand zu ahnen im Stande war. Müller war gezwungen, an kleinere Handlungen mit bedeutendem Verluste abzugeben. Doch alles dieses hätte Müller nicht ruinirt. Leider trat eine neue Krisis ein. Einige kleinere Häuser, denen Müller einen größeren Credit bewilligt hatte, wurden theils durch Unglücksfälle, theils durch eigenes Verschulden zahlungsunfähig und machten, wie man zu sagen pflegt, Banquerott. Müller, der ohnehin durch das schnelle Fallen der Seidenwaaren bedeutende Verluste erlitten hatte, konnte nun auch seine Zahlungen an den bestimmten Terminen nicht leisten und mußte sich gleichfalls zahlungsunfähig erklären. Dies war für den ehrlichen und gewissenhaften Müller der härteste Schlag, der ihn je in seinem Leben getroffen hatte. Wohl wäre ihm noch ein Ausweg übrig geblieben. Die Zahlungen nämlich,

die Müller zu leisten hatte, waren nur um ein Geringes bedeutender, als sein bewegliches und unbewegliches Vermögen. Da Müller in ganz Grenoble allgemeine Achtung genoß und sein Verlust, den er durch auswärtige kleinere Häuser erlitten hatte, in der Stadt noch unbekannt war, so hätte er ohne Anstand von den reichen Bürgern Grenobles gegen gesetzliche Verbücherungen auf seinen Besitzstand Anleihen erhalten können und hätte sich so bei seiner großen Geschäftskenntniß vielleicht bald wieder erholen können. — Doch dazu war Müller, wie man zu sagen pflegt, ein zu ehrlicher Deutscher. Es erschien ihm eine derartige Manipulation eine Art feinen Betruges. Denn wenn mir, so dachte der redliche Mann, das Glück wieder nicht zur Seite stehen sollte, so wären wohl meine zweiten Gläubiger durch meinen Besitzstand gedeckt, aber die ersten Gläubiger würden zu Schaden kommen. So wollte er lieber selbst zu Grunde gehen, als sich der Gefahr auszusetzen, andere zu ruiniren. — Sein Besitzstand und sein gesammtes Waarenlager wurde nun veräußert und seine Gläubiger mit nur geringem Verluste alle befriedigt. — Daß seine Gläubiger bei all' seiner Redlichkeit doch noch einen Verlust erleiden würden, hatte Müller nicht geglaubt. Leider brachten es die damaligen Zeitverhältnisse mit sich, daß sein Anwesen wegen Mangel an Lizitanten sogar unter dem gerichtlichen Schätzungspreise losgeschlagen wurde und in Folge dessen eine noch unbedeckte

Forderung von einigen tausend Franks blieb. — Das ging dem redlichen Manne so zu Herzen, daß es ihn in der Stadt Grenoble nimmer litt. Er glaubte, Jedermann müsse ihm den Banquerott im Gesichte ansehen und ihn verachten. Aermer als er vor Jahren die Stadt betreten hatte, sollte er sie wieder verlassen. Damals betrat er sie ja reich an den schönsten Hoffnungen für die Zukunft; und wenn er auch eben so wenig ein Vermögen besaß, wie heute, so hatte doch damals kein Mensch eine Anforderung an ihn, wie jetzt nach einer langen Reihe glücklicher Jahre. Und wenn er seine liebe Tochter Therese, das Ebenbild ihrer dahingeschiedenen Mutter, anblickte, da lösten zwei Gefühle sich in seinem Innern einander ab, das des tiefen Schmerzes, und das des einzigen Trostes. Das des tiefen Schmerzes, da er nun seinem einzigen Kinde nichts anderes mitgeben konnte, denn das Brandmal, daß es die Tochter eines fallirten Vaters sei. Das Gefühl des einzigen Trostes wurzelte in dem Bewußtsein, daß ihn der liebe Herr Gott, ob er ihn auch hart geprüft hatte, dennoch einen rettenden Engel zur Seite gegeben, der ihn vor dem Aergsten aller Uebel, von der Verzweiflung zurückhielt. Denn Therese war es, die den schwergeprüften Vater in den bittern Stunden der Trostlosigkeit wieder aufrichtete.

VI.

Der Allerseelentag.

Das ist der Allerseelentag,
Kein Sonnenschein, kein Himmelblau,
Oed das Gefild, die Wolken grau.
Aus den Domliedern.

Es war zur Zeit, in der der Allerseelentag fällt. Da ging es im Hause Müllers, das er nun nicht mehr sein eigen nennen konnte, geschäftig zu. Therese war mit dem Verpacken der nothwendigsten Kleidungsstücke und der Wäsche beschäftigt. Denn nichts anderes war ihnen von ihrem früheren Reichthume übrig geblieben. Müller selbst half der lieben Tochter nur wenig. Denn das bittere Herzensleid hatte sich heute mehr als je seiner bemächtigt. Der Tag selbst, der dem Andenken an alle im Herrn Dahingeschiedenen geweiht ist, stimmte ihn zur Trauer. Auch die leblose Natur trug viel zu seiner düstern Stimmung bei. Es

zeigte sich den ganzen lieben Herbsttag kein Strahl der Sonne am dicht umwölkten Himmelsgewölbe. Und gleichwie das Firmament düster und umwölkt war, so war es auch Müller's Gemüth mehr denn je. Um seinen tiefen Kummer wenigstens zu zerstreuen, eilte er vor die Stadt hinaus in's Freie. Aber auch in der freien Natur verließ ihn die düstere Stimmung nicht. Denn auch hier stimmte ihn Alles zur Trauer und Wehmuth. Alle die Blätter der hochstämmigen Alleebäume waren bereits von den scharfen Herbstlüften gegilbt und die Blumen und Blümlein der herrlichen Anlagen, die sich rings um die Stadt herumzogen, waren alle wie todt; auch der Gesang der lieblichen Sänger der freien Natur war längst verstummt. — So wanderte er längere Zeit in Gedanken an die düstere Zukunft vertieft. Da führten ihn seine Schritte fast mechanisch hin zum Gottesacker; dessen Gräber und schön gemeißelten Grabmonumente alle schön geziert waren, wie es in größeren Städten am Allerseelentage überall gebräuchlich ist. — Hier am Orte des Friedens, wo alle Leidenschaften schweigen, wurde auch Müller das schwergedrückte Herz wieder leichter. — Gleich beim Eingange in den Gottesacker winkte ihm ein schönes, künstlerisch gearbeitetes Grabmonument aus schwarzen Marmelsteine mit vergoldetem Kruzifixe entgegen. Das Monument barg unter seinem Sockel die Beste aller Guten, Müllers innigst geliebte Gattin, Therese. Zwar waren am Grabeshügel die

von der liebenden Tochter der Verblichenen hingepflanzten und sorgfältig gepflegten Blumen längst verblüht und theilweise vertrocknet; doch die künstlerisch angelegte Umfassung von immergrünendem Epheu zeugte noch immer eine reichliche Fülle ineinander verschlungenen dunkelgrüner Blätter und Sprossen und erweckten in Müllers Brust die süße Hoffnung auf ein besseres Jenseits, wo kein Kummer mehr drücken, keine Sorge um das armselige Dasein mehr quälen wird. Hingesunken auf das Grab seines lieben Weibes erleichterte sich sein gepreßtes Herz in einem Strome von Thränen; — bald schwiegen auch die Thränen; denn er hatte sich vorgenommen zu beten. Und er betete nun wirklich, er betete so andächtig, so ergeben, wie seit seinem Unglücke noch nie. Er betete lange; und wie es nun dem Streblichen zu ergehen pflegt, daß er während eines längeren Gebetes zuweilen auch von einer unfreiwilligen Zerstreuung versucht und gestört wird; so ging es auch Müller. Die vielen Heimsuchungen und Prüfungen der letzten Zeit kamen ihm wieder in den Sinn, und wer mag es ihm, dem viel Geprüften verargen, wenn er seine heimgegangene Therese, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, um ihre irdische Grabesruhe und himmlische Freude beneidete und der leise aber ergebene Wunsch seiner Seele sich bemächtigte, mit ihr, die er im Leben so aufrichtig geliebt, bald wieder auf ewig vereinigt zu werden.

In diesem Augenblicke kam es Müller vor, als

flüstere eine leise Stimme aus des Grabes Tiefe ihm zu: Sei ruhig, armer Dulder, zeitlich genug soll dein Wunsch erfüllt werden! — Das liebliche Grün des sich um den Grabstein schlängelnden Epheus aber redete zu ihm: „Meine Zweige und Sprossen ranken himmelwärts; so mag auch dein Geist aufwärts streben und sich immer fester an seinen Heiland anschließen, der ja selbst den Leidenskelch bis auf die Hefe getrunken.“

Müller dachte aber auch bei all' seiner Sehnsucht nach einem bessern Jenseits an die Zukunft seiner lieben Tochter Therese. Da aber tröstete ihn der Gedanke, daß der Herr des Himmels und der Erde, der in seiner Vorsehung und Barmherzigkeit selbst der Vögel in der Luft nicht vergißt, auch ihrer nicht vergessen werde. — Hatte ja Therese stets ein gläubig frommes fast engelreines Gemüth bewahrt. Ja, Müller hatte eine bestimmte Ahnung, daß der Allgütige seiner dankbaren Tochter den herben Verlust des väterlichen Erbes einst reichlich wieder ersetzen und ihre kindliche Treue schon hier auf Erden lohnen werde. — Auf welche Weise diese fast klare Ahnung in Erfüllung gehen werde, war ihm freilich ein Geheimniß. —

Nachdem Müller noch eine Zeit lang am Orte des stillen Friedens verweilt hatte, mahnte ihn das leise Frösteln des Körpers zum Nachhausegehen. Die Luft war kühl und feucht.

Bei des Vaters Heimkunft war Therese gerade mit dem Verpacken der Kleidungsstücke und den andern Vorbereitungen zur Reise in die Hauptstadt zu Ende gekommen. Das gute Kind wunderte sich nicht wenig, den viellieben Vater ganz verändert zu sehen. Denn die frühere Schwermuth war ganz von seinem Antlitze gewichen. Mit verklärtem und fast heiterem Gesichtsausdrucke reichte Müller seiner Tochter die Hand zum herzlichen Gruße und erzählte zugleich, wie am Grabeshügel der guten verklärten Mutter wieder Ruhe, Friede und stille Ergebung in sein schwerbedrängtes Herz eingekehrt sei und daß er das einzig und allein dem inbrünstigen Gebete verdanke. — Am selben Tage machten Vater und Tochter noch einige Abschieds-Visiten bei ihren vielen Freunden und Bekannten, die letzte und die längste aber an den Gräbern ihrer lieben Angehörigen.

Des andern Tags am frühesten Morgen schon verließen sie auf einer einfachen Postchaise die Stadt Grenoble und zwar, — auf immer.

VII.

Das Leben in Paris.

Paris — das ununterbrochene Fastnachtsspiel der Klugheit, der Thorheit und aller übrigen Gegensätze des buntesten Menschenlebens.

Merciers.

Ohne den geringsten Unfall waren Müller und seine Tochter wohlbehalten in Paris angelangt. — Paris! — Wer kennt diese einstige Weltstadt nicht wenigstens dem Namen nach! — Wer kennt nicht diese Stadt des höchsten Luxus in den Moden, aber auch in der Verdorbenheit! — Diese Stadt des unermeßlichsten Reichthums wie der namenlosesten Armuth zugleich! — Schon damals und zwar bis zum letzten für Frankreich so verhängnißvollen Kriege im Jahre 1871 war Paris der Stolz und die Freude, aber auch das Babylon des modernen Europa's. Paris galt seit Ludwig XIV. Regierung als das Muster, ja Wunder-

werk der europäischen Civilisation. Diese Stadt trug namentlich zur Zeit unserer Erzählung die glanzvollsten Strassen und Plätze mit den herrlichsten Palästen zur Schau. Unter den letztern verdienen eine ehrenvolle Erwähnung die Tuillerien mit den vielen Gallerien und Pavillions, denen unter Napoleon I. so viele Häuser, ja ganze Strassen den Platz räumen mußten. An die Tuillerien schließt sich der Tuilleriengarten mit seinen Orangen-Alleen und den schattigen Baumparthien, den vielen Springbrunnen und Wasserbassins mit weiß glänzenden Schwänen und flinken Goldfischen belebt; mit seinen zahllosen großartig prächtigen Vasen und antiken Statuen und Säulen. — Dieser prachtvolle Park war den ganzen Tag über von Spaziergängern und Leuten aus allen Ständen besucht. Nebst den Tuillerien verdient erwähnt zu werden der sogenannte Louvre-Palast, die ältere einstige Residenz der französischen Könige, worin sich in neuerer Zeit die berühmte fast unschätzbare kaiserliche Gemäldegallerie — überdieß ein Museum von Alterthümern, dann ein griechisches, ägyptisches und maritimes Museum, — ein Museum italienischer und französischer Terracotta-Arbeiten, eine Sammlung von Zeichnungen und Stahlstichen — ferner ein asiatisches und amerikanisches ethnographisches Museum und endlich eine reichhaltige Sammlung ausgezeichneter und berühmter Werke der Bildhauerkunst befindet. — Leider wäre dieses großartige Gebäude des Louvre-Palastes mit seinen vielen kost-

baren Kunstschätzen im letzten Kriege fast in einen Schutthaufen verwandelt worden, wenn das verheerende Element des Feuers nicht rechtzeitig von der Versailler-Löschmannschaft wäre bewältigt worden.

Eine größere Berühmtheit noch als der Louvre-Palast hatte das sogenannte Palais-Royal mit seinen vielen Höfen, Gallerien, Arkaden und Gärten. Auch dieses weitläufige Gebäude hat im letzten Bürgerkriege, in dem Franzosen gegen Franzosen wütheten und eine verruchte Rotte sogar ihren heiligmäßigen Erzbischof nebst vielen Priestern und anderen Standespersonen mordeten, — sehr viel gelitten. In dieser Hauptstadt der Hauptstadt, so konnte man füglich das Palais Royal nennen, konnte der Einheimische wie Fremde alle natürlichen und erkünstelten Lebensbedürfnisse, ja selbst die niedrigsten und entehrendsten Leidenschaften befriedigen. — Hatte der Besucher des Palais Royal ein Bedürfniß nach geistiger Nahrung, — hier fand er in diesem und jenem Buchhändlers-Gewölbe die ältesten und neuesten, die besten aber auch die trivialsten und schlechtesten Bücher und Broschüren der französischen und anderen Literaturen; zum Ueberflusse konnte er auch noch mit guten und schlechten Schriftstellern, Kritikern und Dilettanten eine Unterredung anknüpfen. — Was die Eitelkeit und den Luxus nur immer zu befriedigen im Stande ist, war wieder in den prachtvollen Galanteriegewölben des Palais Royal zu finden. In diesen

fanden die Kauf- und Schaulustigen alles ausgelegt, was üppige Bequemlichkeit, Verschwendung, Kunst und Mode auch nur im Entferntesten wünschen konnte. Es war zur Zeit unserer Erzählung Paris bereits und namentlich das Palais Royal eine ständige Weltausstellung. — Ueberdieß fanden die Gourmands, zu deutsch, Feinschmecker des europäischen Festlandes in den berühmten Restaurationen des genannten Palastes, die Leckereien aller Meere und Länder und betraten mit Entzücken die Boutiques au gourmand. Hier waren auch und zwar im ersten Stockwerke des umfangreichen Gebäudes jene berüchtigten, mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestatteten Spielhallen, oder besser Spielhöllen, die nachher jenen in den deutschen Bädern Homburg und Wiesbaden zum Muster und Vorbilde wurden. Hier wohnte und verkehrte auch der Abschaum des weiblichen Geschlechtes, die sogenannten Femmes du monde und demimonde, die mit ihren verführerischen Blicken, ihrem lebhaften und einschmeichelnden Aeußern Einheimische und Fremde in ihre Netze zu ziehen suchten.

Dieses Palais Royal war der Mittelpunkt jener Stadt, die Jahrhunderte lang die Mode- und Tonangeberin von ganz Europa gewesen, die den Brennpunkt des brausenden Welt- und Völkerwirbels bildete; der den leicht erregbaren Franzosen bald in den bodenlosen Schlund der Verdorbenheit hinabzog, bald wieder zu der schwindelnden Höhe des keckesten Leicht-

sinnes hinauftrieb. — Paris war bis in die neueste Zeit der Prunksaal der gefälligsten Anmuth, aber auch der übermüthigsten Ausgelassenheit zugleich. Sie war eine Stadt des krassesten Unglaubens, aber auch, zu seiner Ehre sei es gesagt, zugleich einer erhabenen religiösen Begeisterung, heiliger Andacht und tiefer Religiösität, — Glaubenslosigkeit und Religiösität wohnten in dieser Weltstadt knapp neben einander und waren oft so wechselseitig ineinander verschlungen, daß bald die Eine, bald die Andere die Oberhand erhielt. Daher erklärt es sich auch, warum man das Leben und Treiben in Paris einem ununterbrochenen Fastnachtsspiele mit darauf folgender Trauerzeit, vergleicht. Denn es gehen hier, wie vielleicht in keiner andern größern Stadt Europa's, Klugheit und Thorheit, die äußerste Irreligiösität neben tiefer Religiösität, dicht neben einander, bekämpfen einander oder wechseln einander ab. — Und wenn es wahr ist, daß alles Menschliche den Charakter der Unbeständigkeit an sich trägt, so ist auch in dieser Art Paris die Tonangeberin Europas geworden und trägt, wie namentlich die Geschichte der Neuzeit zeigt, an seiner stolzen Stirne die Devise: „Unbeständigkeit und Leichtsinn.“

Es ist aber Zeit, daß wir in unserer Erzählung weiter fortfahren. Müller und seine Tochter Therese hatten sich in Grenoble schon eine großartige Idee von Paris gebildet. Ihre Einbildung blieb jedoch weit

hinter der Wirklichkeit zurück. Therese insbesondere war ganz überrascht und berauscht von dem tobenden Lärme, der die menschenerfüllten Strassen belebte; nicht minder war sie fast entzückt von dem nicht geahnten Zauber, der diese Weltstadt dem Fremden so reizend, so hinreißend lieblich erscheinen läßt. Vater Müller bewahrte im Gegentheile zu seiner Tochter mehr Gleichgiltigkeit gegen die vielen und mannigfaltigen Eindrücke, die das bewegte Leben und Treiben von Paris in der Regel auf jeden Fremden macht.

Denn wer besucht in der Regel Paris? Entweder sind es lebenslustige junge Leute, die sich hier ausbilden oder ihr Glück machen wollen. Diese sehen in der Regel nur die Rosen, nicht aber die Dornen, mit denen die Zukunft verflochten ist.

Oder es sind Geschäftsleute, die reichlich mit Gold versehen einer Unternehmung wegen, die ihnen Tausende in den Säckel werfen soll — diese Gelegenheit benützen, um das Leben in dieser Weltstadt einige Tage oder Wochen mitzumachen. — Oder aber es sind Vergnügungsreisende, deren Säckel hinreichend von Gold und Silber strotzen, um sich eine Zeit lang den Genüssen des Stadtlebens hingeben zu können, oder sich im edleren Sinne Lebenserfahrungen zu sammeln, um sie in der stillen Heimath zum Nutzen anderer verwerthen zu können. — Oder endlich, sind es leichtsinnige, ar-

beitsscheue Fremde, die von einem Tage auf den andern leben und die Wohlthätigkeit der Wohlhabenden mißbrauchen. — Alle diese Fremden überlassen sich natürlich ganz oder doch theilweise den überraschenden und berauschenden Eindrücken, die das Leben und Treiben der großen Stadt in ihnen hervorruft.

Müller gehörte zu keiner von diesen Klassen von Fremden. — Die hoffnungsreichen Jünglingsjahre waren bei ihm längst vorübergezogen und mit ihnen auch die Aussicht verschwunden, sich hier ein eigentliches Glück mehr zu gründen; düster lag die Vergangenheit hinter Müller, trübe und umwölkt stand die ungewisse Zukunft vor ihm. Er betrat mit nur wenigem Gelde versehen diese Stadt des Luxus, in der die Lebensmittel und Quartiere schon zur damaligen Zeit den höchsten Preis erreicht hatten. — Mußte Müller unter solchen Verhältnissen nicht fürchten, daß, im Falle sich ihm nicht schon nach wenigen Tagen eine rechtliche Erwerbsquelle eröffnet, seine geringe Baarschaft bald aufgezehrt und er sammt seiner Tochter dem Elende anheimfallen müsse. Wohl hatte Müller Geschäftsfreunde in Paris, aber der Name schon drückt es deutlich genug aus, daß letztere in der Regel keine eigentlichen Freunde in der edlen Bedeutung des Wortes sind, auf die man auch zur Zeit der Geschäftslosigkeit bauen kann; zudem war Müller zu zartfühlend, wo nicht gar zu stolz, um bei seinen frühern Geschäftsfreunden zu betteln. — Müller

hatte überdieß nicht für seine Person allein, sondern auch für seine Tochter Therese zu sorgen. — Wie, wenn hier neue Unglücksfälle über mich hereinbrechen sollten, wie, wenn der Herr über Leben und Tod in seinem unergündlichen Rathschlusse beschlossen hätte, meine trostlose Zukunft bald abzukürzen und mich (wie ihm eine Ahnung sagte), früher noch, als man es vermuthen sollte, von dieser Welt abberiefe, was würde aus meinem armen Kinde werden und was dann, wenn sie, was der Herr verhüten möge, um dem Elende und der bittern Noth zu entgehen, wie so viele andere dem Laster in die Arme fiele! Solche und ähnliche Gedanken bemächtigten sich Müller's beim Eintritte in die ihm bisher fremde unbekannte Stadt; und daraus erklärt es sich auch, daß das Gewirre und der Zauber der herrlichen Stadt auf ihn keinen besonders günstigen Eindruck machte.

Ohne sich um die Herrlichkeiten Paris zu kümmern, war es Müller's erste Sorge, irgend eine kleine bescheidene Monatswohnung ausfindig zu machen; denn in einem größeren Hotel sich auch nur auf kürzere Zeit einzulogiren, hätte eine Anzahl Frankenstücke, eine für Müller's Börse bedeutende Geldsumme in Anspruch genommen. — Nach Zuhilfenahme eines sogenannten Anzeigers fand Müller bald eine Monatswohnung, freilich in einer der abgelegensten Strassen der Stadt, die er mit seiner Tochter sogleich bezog. Und nun

bemühte er sich weiter in dieser so gewerb- und handelsreichen Stadt einen untergeordneten Posten in einem Comptoir zu erlangen, um für sich und Therese wieder eine Lebensexistenz zu gründen. Mit Hilfe seiner sehr guten Zeugnisse ward ihm dieses nicht schwer. Bald hatte er einen Platz gefunden, der ihm wenigstens so viel einbrachte, daß er mit seiner Tochter vor der äußersten Noth geschützt war; wenn sie sich auch manche Entbehrungen mußten gefallen lassen, um die Ausgaben für Wohnung, Kost und Kleidung bestreiten zu können. Denn diese drei Hauptfaktoren der menschlichen Bedürfnisse dürften wohl mit Ausnahme Londons in keiner Stadt Europas zur damaligen Zeit einen gleichen Höhepreis erreicht haben. — Es war jedoch für die Müller'sche Familie die geringste Aufgabe, manches zu entbehren, was nicht unumgänglich nothwendig ist. Denn ob auch diese Familie kurz zuvor noch in solch' glücklichen Lebensverhältnissen lebte, daß sie, wie man zu sagen pflegt, ein großes Haus hätte führen können; so hatte doch Müller von seinem zeitlichen Besitzstande stets nur einen mäßigen und nie einen überflüssigen Gebrauch gemacht; obgleich Müller sowohl als seine verstorbene Gattin und Tochter weit entfernt waren von schmutziger Knickerei, der ersten Stufe des Geizes. — Therese war von Jugend auf an Häuslichkeit und Zurückgezogenheit gewöhnt; diese beiden Eigenschaften aber gewähren den besten Schutz gegen überflüssige Bedürfnisse und Genüsse. Therese war seit ihrer Kindheit nie ohne Be-

schäftigung; denn ihre Eltern gingen von dem Spruche der heiligen Schrift aus: Müssiggang ist aller Laster Anfang. Insbesondere hatte sich Therese in den meisten weiblichen Handarbeiten eine Geschicklichkeit erworben. Wie gut kam ihr nun dieses in Paris zu statten? — Sie verdiente sich hier zu dem monatlichen Gehalte des Vaters durch Nähen und Sticken immerhin noch eine kleine Summe, die sie, da der Vater für ihre wenigen Bedürfnisse ohnehin hinreichend verdiente, — für unvorhergesehene Bedürfnisse zurücklegte.

Unter steter Arbeit und Beschäftigung war der häuslichen Familie ein halbes Jahr und mit ihm die kalte Winterszeit unbemerkt vorübergegangen, und wie mit einem Zauberschlage war der jugendliche Frühling wieder da, der die ganze bisher unbelebte Natur wieder zu neuem Leben rief. — Am Ostermontage nach geendigtem Gottesdienste machte auch Müller mit seiner Tochter, wie die meisten Pariser den ersten größern Spaziergang in's Freie. Hier in Gottes freier Natur fühlten sich beide überrascht und entzückt zugleich, denn es prangten die Elyseischen Felder, das Bois (Wäldchen) von Boulogne, die Boulevards und die andern Spaziergänge der Pariser, die vor wenigen Wochen noch alle so unfreundlich und winterlich kahl aussahen, schon in theilweisem Blätter- und Blumenschmuck. — Müller und seine Tochter hatten sich, wie so viele andere Pariser, das Wäldchen von Boulogne zu ihrem Ausfluge gewählt.

Um die Zeit des Frühlingsanfanges ist in Paris alles voll Leben und Treiben. In einer Ausdehnung von fast einer deutschen Meile wimmelt um Paris herum alles von Menschenmassen; und die Zahl der Fahrenden und Reitenden ist so groß, daß man kaum begreifen kann, wie diese vielen Wägen, Reiter und Spaziergänger sich nur fortbewegen können, ohne jeden Augenblick stocken zu bleiben. Zu Anfange des Frühlings fallen auch die sogenannten Longchamps-Tage. Diese währen drei volle Tage lang. An diesen dreitägigen Frühlingsausflügen werden die neuen Moden, eine Arbeit des langen Winters, zum ersten Male im neuen Jahre von den reichen Parisern und Pariserinnen öffentlich zur Schau getragen; und von da an machten sie bisher die Runde durch alle europäischen Städte und Länder und namentlich durch das nachahmungssüchtige deutsche Reich.

Dieser Gebrauch hat zwar in der neuesten Zeit etwas abgenommen, zur Zeit, in der unsere Erzählung handelt, war er noch im höchsten Schwunge.

Müller und dessen Tochter kümmerten sich am allerwenigsten um den Putz und Aufwand, den die Pariser Welt zur Schau trug. Ihnen war es nur darum zu thun, in Gottes freier Natur sich von den vielen Arbeiten und Strapazen des langen Winters zu erholen und sich zu neuer Arbeit zu stärken. Sie eilten mit

schnellen Schritten vorwärts, um recht bald in die eigentliche freie Natur zu gelangen. — Endlich hatten sie das Ziel ihrer Wanderung, das Wäldchen von Boulogne erreicht. Hier hatten es sich schon längst viele Pariser im Schatten der Bäume bequem gemacht und den Inhalt ihrer mitgebrachten Speisevorräthe auf dem grünen Rasen ausgebreitet. Müller eilte jenem Theile des Wäldchens zu, der von den Spaziergängern am wenigsten besucht war. Er zog, nachdem er sich auf einen grünen Rasenplatz niedergelassen hatte, aus der Rocktasche eine mit Wein gefüllte Flasche hervor; Therese aber aus ihrer Handtasche einen halben Laib Schwarzbrod. Das ist wohl in Paris das allereinfachste, was die Spaziergänger an einem solchen Tage im Boulogner Wäldchen genießen. Eine solche Jause konnte man zu jener Zeit für wenige Sous erhalten. Doch Müller und Therese mundete diese einfachste aller Jausen trefflicher, als den vornehmen verwöhnten Parisern die kostbarsten Leckerbissen.

Nach einigen Stunden Aufenthalts machten sich beide wieder auf den Heimweg. Müller war an diesem Tage besonders heiter gestimmt; er schien auf all' sein früheres Ungemach vergessen zu haben. Denn die Zufriedenheit des Menschen ist nicht an äußere Glücksgüter gebunden. Die wahre Zufriedenheit und das wahre Glück muß auf einem festeren Grunde ruhen, auf dem des guten und vorwurfsfreien Gewissens.

Deßwegen waren auch Müller und Therese trotz ihrer Armuth dennoch glücklich und zufrieden und genoßen mit Dank die einfachen und geringen Gaben, die ihnen aus der allgütigen Hand des Herrn zufloßen. — Sie beneideten keineswegs die reichgekleideten Pariser, denen selbst die ausgesuchtesten Leckerbissen nicht munden wollten. Müller und seine Tochter verstanden wohl die vierte Bitte des Vaterunsers, in der der Herr uns nicht gelehrt hat, um Reichthum und Ueberfluß zu bitten, sondern nur um das tägliche Brod.

Es war nun bald ein Jahr vorüber, seit Müller und Therese in der Hauptstadt des Landes wohnten. In ihrer stillen Zufriedenheit dachten sie bald gar nicht mehr daran, daß sie einst Reichthum und zeitliche Güter besessen hatten. Sie hatten den schönen Spruch der heiligen Schrift beherzigt: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es wieder genommen, sein Name sei gebenedeit“ (Job).

VIII.

Die letzte Bitte des sterbenden Vaters.

Mit Wort und That (und in aller Geduld) ehre deinen Vater!

Heilige Schrift.

Ein Jahr war verflossen; die Müller'sche Familie war, wie man zu sagen pflegt, in Paris bereits heimisch geworden. — Aber es sollte wieder das Wort der Schrift seine Erfüllung finden: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er." Hier in der Hauptstadt der Welt sollte erst Müller die härteste Leidensschule durchmachen.

Müller strengte, um seinem Dienste gerecht zu werden, im Comptoir seine Sehnerven allzusehr an. Diese Anstrengung zog ihm bald eine langwierige Augenkrankheit zu. Die Folge davon war, daß er, um nicht gänzlich zu erblinden, seinen Dienst vor der Hand aufgeben und sich der ärztlichen Behandlung unterziehen



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Glaubrecht, das Mädchen von Grenoble.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.



mußte. Die von Therese für die Zeit der Noth zurückgelegten Sparpfennige mußten nun herhalten, und waren theils für ärztliches Honorar, theils für die andern Lebensbedürfnisse ausgegeben, so daß sich bald wieder Mangel und Noth geltend machte. — Zwar war in der Zeit von nur wenigen Wochen Müller's Augenübel durch die Geschicklichkeit eines Pariser Augenarztes wieder geheilt und sein ehemaliger Chef hätte Müller mit Freuden wieder in sein Comptoir aufgenommen, wenn sich nicht zu dem Augenübel auch noch ein unheilbares Brustleiden gesellt hätte, wodurch Müller abermals gezwungen war, das Bett zu hüten. — Nun erst kamen die Tage der eigentlichen Noth über die einst mit Glücksgütern gesegnete Familie. Zwar verdiente sich Therese durch ihre weiblichen Handarbeiten im Sticken und Nähen allwöchentlich einige Franks. Doch dieser Verdienst ist in einer Stadt wie Paris kaum ausreichend für eine Person; abgesehen davon, daß der kranke Vater mehr benöthigte, denn ein Gesunder. Alles dieses zu erschwingen, ist für ein junges Frauenzimmer eine schwere Aufgabe. Neben dem Bette des Vaters sitzend, nähte Therese nicht bloß den langen Tag hindurch, sondern sie opferte bei einer spärlichen Oellampe auch ihre halbe Nachtruhe auf, um für sich und den kranken Vater den nothwendigsten Lebensunterhalt zu verdienen. Kein Wunder wäre es gewesen, wenn die gute Tochter selbst der vielen Anstrengung unterlegen wäre. — Dabei vergönnte sich Therese nicht das mindeste Vergnügen;

sie verzichtete sogar auf den der Gesundheit so zuträglichen Spaziergang in's Freie und verließ ihre ärmliche Wohnung nur dann, wenn sie in die Kirche ging, um für den kranken Vater zu beten und sich auf's Neue Kraft und Stärke zur Ausdauer in ihrem schweren Berufe zu holen; oder wenn sie die die Woche hindurch fertig gewordenen Arbeiten zur Marchand-Modes trug, um den spärlichen Lohn dafür in Empfang zu nehmen. — Je mehr sich die Krankheit Müllers verschlimmerte, desto weniger konnte sie auch ihren Arbeiten obliegen; denn der nun bereits Schwerkranke bedurfte einer ununterbrochenen Pflege; — desto geringer wurden auch die Einnahmen und desto mehr nahm die häusliche Noth und das Elend zu. Ihre wenigen Habseligkeiten und besseren Kleidungsstücke waren bereits alle in das Versatzamt gewandert, um vielleicht nie wieder ausgelöst zu werden. Und hätte der Herr über Leben und Tod die Krankheit Müller's nicht abgekürzt, so wären vielleicht beide, Vater und Tochter dem Hungertyphus anheimgefallen, der in großen Städten häufiger denn am Lande vorzukommen pflegt.

Nachdem Müller's Krankheit fast ein Jahr von Tag zu Tag mehr überhand genommen hatte, trat endlich die verhängnißvolle letzte Krisis ein. — Der behandelnde Armenarzt theilte die Gefahr ohne Hehl dem guten Kinde mit, damit sie bei Zeiten die nöthigen Vorkehrungen treffen könnte, um den in großer Gefahr

schwebenden Vater mit den heiligen Sterbsakramenten versehen zu lassen. Der Schmerz, den diese Trauerbotschaft Theresen bereitete, läßt sich nicht mit Worten beschreiben; denn bisher hatte sie an dem Aufkommen des Vaters nicht im Geringsten gezweifelt. — Ihre große Bestürzung hinderte sie jedoch nicht, ihre kindliche, wenn auch schwere Pflicht zu erfüllen und den kranken Vater auf den Empfang der letzten Wegzehrung vorzubereiten. Müller empfing mit gänzlicher Ergebung in des Herrn Willen die heiligen Sterbsakramente aus den Händen seines Beichtvaters.

Nachdem sich der Priester wieder entfernt hatte, sprach Müller zur lieben Tochter gewendet: „Ich danke Dir, gutes Kind, für all' die Liebe und Sorgfalt, mit der Du bisher mich, Deinen armen, kranken Vater gepflegt hast."

„Mein Vater", erwiederte die Tochter; — mehr konnte sie nicht sprechen; denn Thränen erstickten ihre Stimme. Hierauf Müller:

„Der ober uns, der Vergelter alles Guten, möge Dir Deine kindliche Liebe und Sorgfalt lohnen und tausendfach vergelten. Ja", fuhr er fort, „ich bin überzeugt, daß auch an Dir früher oder später des Herrn Verheißung in Erfüllung gehen wird; daß er schon hier auf Erden seinen reichlichen Segen über Dich

ausgießen werde. Dann aber, wenn dieses geschehen wird, dann wirst Du auch, mein gutes Kind, Deines im Grabe ruhenden Vaters nicht vergessen!“

„Mein Vater! wie wäre es möglich, daß ich jemals Deiner vergessen könnte.“

Müller aber sprach weiter: „Ich weiß dieß, mein Kind und bin überzeugt, daß Du meiner nie vergessen wirst; doch mögest du mich wohl verstehen!“

„Wie sollte ich das nicht?“ fragte Therese erstaunt.

Müller aber erwiederte: „Nun denn, mein Kind; ich meine und bitte Dich zugleich, vielleicht ist es die letzte Bitte, die ich vor meinem nahen Tode an Dich stelle,“ — hier machte er eine Pause — dann aber fuhr er gefaßt fort: „Wenn Du nach meinem Tode wieder glückliche Tage erleben wirst, dann wollest Du nicht unterlassen, die Ehre Deines unglücklichen Vaters zu retten!“

Therese konnte diese letzten Worte nicht begreifen und fragte ängstlich: „Vergib, mein Vater, ich begreife den Sinn Deiner Rede nicht.“

„Wie, mein Kind, Du hättest es bereits vergessen, daß Dein Vater sich vor Jahren zahlungsunfähig erklärt, und daß die meisten seiner Gläubiger durch ihn zu Schaden gekommen sind! — Gedenkst Du nicht

mehr, daß wir nur aus dem Grunde Grenoble, unsere frühere Heimath, verlassen haben, um den Begegnungen meiner Gläubiger auszuweichen, deren jedesmaliger Anblick mir sagte: „Du mußt den ihnen zugefügten Schaden wieder gut machen;“ und das bist Du hier nicht im Stande; vielleicht in Paris, wo Du bei großem Fleiße und Anstrengung Dir vielleicht wieder so viel erwerben kannst, um den ihnen durch mich erlittenen Schaden, wenn nicht ganz, so doch theilweise wieder gut zu machen. Daß es der Herr anders fügte, müssen wir seinem heiligsten Willen und seiner unergründlichen Vorsehung anheimgestellt lassen. — Doch das ändert an der Sache nichts, und ich werde nur dann ruhig sterben, wenn ich mit dem seligen Bewußtsein von der Welt scheiden kann, daß einst durch Dich, mein Kind, mein ehrlicher Name wieder hergestellt wird, wenn es anders des Herrn Wille ist.

Nun erst verstand Therese, um was es sich handle und sagte entschlossen: „Mein Vater, ich will Deinen Wunsch erfüllen, doch müssen mir zuvor die Namen Deiner, oder vielmehr unserer Gläubiger und deren gerechte Anforderungen an uns bekannt sein. — Der Todtkranke gab nun Therese einen Wink. Sie verstand denselben und öffnete die Thüre zu einem kleinen Kästchen, in dem Müller früher seine Pretiosen aufzubewahren pflegte. — Dermalen befand sich freilich nichts anderes darin, als eine Rolle Papierakten, die sorgfältig

mit einem Umschlage verhüllt waren. Der kranke Müller nahm seine letzten Kräfte zusammen, öffnete das Aktenstück und überblickte es schnell. Da er alles in Ordnung fand, übergab er es der Tochter mit den Worten: „Nun denn, so empfange das genaue Verzeichniß meiner noch nicht berichtigten Schulden, empfange es als trauriges Erbtheil von Deinem armen Vater!“ Er fügte noch mit einem schweren Seufzer hinzu: „Wollte Gott, es enthielten diese Papiere ebensoviele Kapitalsanweisungen an Dich, als sie jetzt Schuldforderungen enthalten. Ich würde sie Dir mit einem ganz andern Gefühle des Trostes und der Freude überreichen, als ich sie Dir jetzt mit Schmerz und bitterem Herzensleide übergebe.“

O, der arme, bis zum nahen Tode noch redliche Müller! — Er konnte, während er ihr das Paquet überreichte, nichts mehr reden, wieder erstickten Thränen seine Stimme. Therese nahm dem Vater die Papiere aus der Hand und verschloß sie sorgfältig in ihrem Koffer. — Dann aber machte sie nochmals dem todtkranken Vater das heilige Versprechen, daß sie seinen Wunsch pünktlich und gewissenhaft erfüllen werde.

Eine Stunde nach dieser bewegten Scene schon fühlte Müller, daß der entscheidende Augenblick herangekommen, in dem er seine unsterbliche Seele in die Hände seines Schöpfers und Erlösers zurückgeben sollte

Er segnete nochmals seine liebe Tochter, gab ihr noch einige liebevolle väterliche Ermahnungen und verschied nun sanft in den Umarmungen seines geliebten Kindes. — Therese aber drückte den letzten Kuß auf die bereits erbleichten Lippen des dahingeschiedenen Vaters. — Am dritten Tage darnach folgte sie trauernd und gottergeben zugleich dem durch die Strassen Paris dahinrollenden Todtenwagen, um die irdische Hülle des geliebten Vaters zur letzten Ruhestätte zu begleiten. — Die arme Therese war nun eine Waise im eigentlichsten Sinne des Wortes, und noch dazu eine recht arme Waise. Denn nicht nur, daß ihr ihr Vater gar kein Vermögen hinterließ, hatte er ihr überdieß noch vor seinem Tode eine für ein junges Mädchen immerhin bedeutende Schuldenlast übergeben.

IX.

Eine Künstlernatur und ein edler Fürst.

Dein Wissen theilest du mit höheren Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.
Schiller.

Der Leser wird sich vielleicht wundern, daß der verarmte Müller in seiner Bedrängniß sich nicht an den Maler Werner wandte, der doch vor Jahren der Gastfreundschaft Müller's so Vieles zu danken hatte. Allein wir wissen bereits, daß zwischen den beiden ehemaligen Freunden ein Mißverständniß eingetreten war, weßhalb Werner von Paris aus mit Müller in Grenoble nur einige wenige Briefe wechselte, die zuletzt, wie es häufig vorkommt, ganz aufhörten. Andererseits war es für Müller, namentlich während seiner Krankheit, mit großen Schwierigkeiten verbunden, in der umfangreichen Stadt seinen frühern Freund Werner auf-

zufinden; zumal sich auch Werner einer unlöblichen Sitte mancher seiner Landsleute in Paris angeschlossen und seinem deutschen Namen einen französischen Klingklang gegeben und sich gewöhnlich Varné zu nennen pflegte. Unter diesem Namen gründete sich Werner in Paris einen gewissen Künstlerruf und machte dort sein Glück. — Doch gelang ihm dies erst nach längerer Zeit und nach mancher bitterer Erfahrung. Herr Werner war, das müssen wir noch nachholen, mit den besten Hoffnungen für die Zukunft in Paris angekommen. Er hatte sich während seines Aufenthaltes in Grenoble eine schöne Summe Geldes erspart, mit der er in der Hauptstadt Frankreichs auf längere Zeit seine Ausgaben zu bestreiten hoffte. Auch ahnte er es, daß sein Genrebild Aufsehen machen und ihm Gönner und Freunde verschaffen werde. Es wäre auch so geworden, wenn er nicht, wie wir bereits wissen, so manche künstlerische Eigenheiten an sich gehabt hätte, die ihn längere Zeit alles Verdienstes beraubten. Sein Genrebild, das in einem öffentlichen Ausstellungslokale aufgestellt war, fand in der That allgemeine Anerkennung und Bewunderung. — Bald wurden ihm schöne Anbote für sein liebliches Bild gemacht. Doch konnte er sich lange nicht entschließen, sein Bild abzutreten. — Da hielt eines schönen Morgens die reiche Equipage des Fürsten K.... vor dem einfachen Hause, in dem Werner ein kleines Zimmer mit einem Kabinete, wo er seine Staffelei aufgestellt hatte, — bewohnte. Der

Fürst, der sich von seinem Bedienten zuvor anmelden ließ, trat mit herablassender Miene in das Kabinet des Künstlers. Er fragte nun nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln den Maler, um welchen Preis das ausgestellte Genrebild verkäuflich sei."

Werner erwiederte nach seiner bekannten vorgefaßten Meinung und Eigenheit, jedoch mit vielem Anstande: „Eure Durchlaucht sind, wie ich sehe auch der Meinung, wie so viele, daß man ein Kunstwerk eben so leicht taxiren könne, wie etwa ein Kleiderfabrikant seinen Frack oder sonst dergleichen?"

„Und warum nicht", erwiederte der Fürst, etwas überrascht, indem er ein unfreiwilliges Lächeln unterdrückte, fügte aber doch etwas sarkastisch bei: „Muß ja doch der Künstler, wie der Handwerker nach Brod gehen!"

„Allerdings", sagte mit einer Verbeugung Werner: „doch dürfte der Vergleich zwischen einem Künstler und einem gewöhnlichen Handwerksmanne ein gewagter sein."

„Wie so", fragte der Fürst, „der Künstler verkauft sein Bild, der Handwerksmann und Fabrikant seine Waare?"

„Wohl", erwiederte Werner, „verkauft der Fabrikant seine Waare, dem Künstler aber und namentlich dem Maler ist sein Kunstwerk keine Waare. Denn

in das Bild legt er seine höchsten und heiligsten Empfindungen, darum ist ihm auch sein Bild so werth, wie einem Vater sein geliebtes Kind."

Der Fürst sah den Maler mit großen Augen an; und wäre er für die Kunst nicht ungemein eingenommen und dabei sehr edeldenkend gewesen, so würde er ohne Zweifel das Attelier des Malers mit Lächeln oder gar aufgebracht verlassen haben. Doch bei dem edlen Fürsten erregte gerade die hochherzige Antwort Werner's ein lebhaftes Interesse.

Der Fürst sprach weiter: „Mein lieber Freund, es gibt auch noch andere Künstler, die ihre Kunstgebilde für bestimmte Geldsummen losschlagen; so die Bildhauer, die Schriftsteller."

„Allerdings", erwiederte Werner; „allein hier muß man unterscheiden: Nehmen wir zuerst den Bildhauer. Dieser hat es mehr mit der Form zu thun. Er kann seinen Schöpfungen den warmen Hauch des Lebens nicht einathmen, denn dazu gehört Licht und Farbe; und die gelungenste Marmorstatue bleibt doch immer ein todter Körper. Und gar erst die Schriftsteller und Dichter. Beiden bleibt, was sie geschaffen; und nur die tausend oder zehntausend Abdrücke davon verkaufen sie an die Mit- und Nachwelt; das Original bleibt ihnen als Eigenthum. — Mit diesen letzten Worten

hatte sich Werner gefangen; denn der edle Fürst sagte lächelnd: „Gut, mein Herr, ich bin ganz ihrer Meinung und habe nun überdieß die Ueberzeugung gewonnen, daß ich es hier mit einem Künstler im edelsten Sinne des Wortes zu thun habe, der nicht um des Brodes, sondern der Kunst wegen die Kunst ausübt.“

Er fuhr weiter fort: „Sie haben sich auf den Dichter und Schriftsteller berufen, dem das Original bleibt und der nur die Abdrücke davon verkauft. Ich nehme Sie beim Wort und ersuche, mir eine Copie von ihrem herrlichen Bilde zu malen. Das Original bleibt Ihnen; — ich betone das Wort: „Ihnen“ und bin ihrer Gesinnung nach überzeugt, daß sie das Original nie einem andern verkaufen werden. — Auch bestimme ich im Vorhinein keinen Preis für die Copie; wohl werde ich Sie, mein Fürstenwort mag ihnen dafür bürgen, geziemend honoriren. —

Der Fürst hatte richtig die rechte Saite angeschlagen; denn der Maler ging sogleich auf den Vorschlag ein. — Der edle kunstliebende Fürst entfernte sich und Werner machte sich mit Lust und Eifer an die Arbeit. Und früher noch, als es der Fürst erwartet hätte, war die Copie vollendet. — Sie übertraf fast das Original; der Fürst lobte den Künstler und sein Werk und honorirte ihn, wie man zu sagen pflegt, wahrhaft fürstlich. Letzterer hatte in seinem Palais

eine prachtvolle Bildergallerie älterer und neuerer Kunstwerke, die häufig von Fremden und Einheimischen besucht wurde. Es konnte nicht fehlen, daß Werner durch dieses einzige Bild zu einem Künstlerrufe in Paris gelangte. An Maler Varné, unter diesem Namen wurde er in der Künstlerwelt bekannt; folgten nun Bestellungen über Bestellungen. Varné, wie auch wir ihn nennen wollen, hätte vielleicht in kurzer Zeit in Paris zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangen können, wenn er aus der Kunst ein Gewerbe gemacht hätte. Dazu konnte er sich vor der Hand nicht entschließen. Ja er arbeitete seines all' zu großen Kunstsinnes wegen, oder wie es andere vielleicht bezeichnen würden, aus Künstlervorurtheil oft zu seinem eigenen Schaden. Es gab zur damaligen Zeit in Paris viele vornehme und zugleich religiöse Damen. Manche von ihnen bestimmte für die Verfertigung irgend eines religiösen Gemäldes für eine Kirche eine bedeutende Summe Geldes, die sie dem Pfarrer der Kirche übergab. Da Herr Varné außer der Portrait- und Genremalerei sich auch im religiösen Fache versuchte und auch darin, wenn nicht Vorzügliches, so doch Gutes leistete, so erhielt er manche ehrenwerthe und lohnende Aufträge. — War aber der betreffende Verwalter der Kirche so unvorsichtig, dem Künstler im Vorhinein den Preis für das zu malende Bild zu bestimmen, dann wies Varné gewiß den Antrag mit Entrüstung zurück; wobei er sich gewöhnlich des Ausdruckes bediente: „O göttliche Kunst, wie

gemein denkt man von dir!" — Beobachtete im Gegentheil der Auftraggeber die Etiquette, dem Künstler weder in der Ausführung des Bildes noch in der Preisbestimmung im Vorhinein eine gewisse Gränze zu setzen, dann konnte man versichert sein, daß Varné ein vortreffliches Gemälde schaffen und der Preis geringer ausfallen werde, als man es selbst vermuthet hätte. Doch mit seinem Kunsteigensinne, — man verzeihe mir den Ausdruck, — erlangte Herrr Varné wohl bald einen Ruf, aber nur geringen Verdienst. Denn es gab, wie überall, auch in Paris nur wenige Mäcenaten, die eine unbestimmte Summe Geldes auf wahre Kunstwerke verwenden konnten oder wollten. In Paris gab es überdieß Maler genug, die um jeden vorausbestimmten Preis Gemälde malten und sie je nach der Höhe des Preises mehr oder minder künstlerisch ausführten. Man nennt letztere im gewöhnlichen Leben Professionsmaler. Diese konnte Varné seinen Ansichten nach nur verachten. Doch gelangte auch er, wenn er sich auch zu keinem eigentlichen Professionsmaler herabwürdigte, schlüßlich zur Ueberzeugung, daß sein ehemaliger Freund und Landsmann Müller in Grenoble doch nicht so ganz Unrecht gehabt habe; und er mußte sich, um in Paris mit Anstand leben und ein Haus führen zu können, denn er hatte nach einigen Jahren nicht bloß für sich, sondern auch für seine Familie zu sorgen, endlich doch entschließen, seine obgleich edlen Vorurtheile aufzugeben und nach Art anderer Künstler seine Kunst zu

betreiben. Und das war ein Glück für ihn und die Seinigen. Es folgten nun Bestellungen auf Bestellungen; sein Wohlstand mehrte sich; er wurde bald ein angesehener Mann und konnte, wie man zu sagen pflegt, ein anständiges Haus führen.

X.

Das Portrait des Vaters.

Auch das Portrait muß Charakterbild sein,
wenn es sich nicht aus der Reihe ästheti=
scher Produktionen ausgeschlossen sehen will.
Alte Aesthetik von Schreiber.

Therese Müller ging nach des Vaters Tode lange mit sich zu Rathe, was sie nun beginnen solle: das Einfachste wäre wohl gewesen einen anständigen Dienst zu suchen. Doch sie hatte ja dem sterbenden Vater das heilige Versprechen gemacht, seine hinterlassenen Schulden zu tilgen und so seine Ehre zu retten. Sie sah aber keine Möglichkeit, geschweige denn eine Wahr=scheinlichkeit, in einem Dienste und wäre es auch der beste, jemals eine solche Summe Geldes zu erschwingen. Daher entschloß sie sich vorläufig, ihre gewohnte Be=schäftigung, das Nähen und Sticken fortzusetzen; und setzte zugleich ihr ganzes Vertrauen auf den Herrn, der

ja ein Vater der Waisen ist. Die erste Zeit nach des Vaters Tode wollte ihr keine Arbeit von statten gehen; dies machte die Trauer und der Schmerz um den Dahingeschiedenen. Sie mußte auf Erholung denken; um sich so wieder zu einer anstrengenden Arbeit zu stärken, und kam auf den Gedanken, sich ihrer nun längst unterbrochenen Beschäftigung, die sie in ihren frühern glücklichen Verhältnissen so gerne geübt, wieder auf einige Tage hinzugeben. Sie suchte aus der Zimmerkammer die Staffelei hervor, nahm die Palette zur Hand und wollte wieder anfangen zu malen. Doch, was sollte sie malen? Der Maler, der etwas Rechtes produziren will, muß aber seinen Gegenstand ernstlich erfaßt haben und ganz von ihm durchdrungen sein. Es muß das darzustellende Gemälde zuvor seiner Seele eingedrückt sein, ehe er es nach Außen wiedergibt. In der Seele Theresens war wirklich ein Bild eingeprägt, ein Bild, das nicht sobald in ihr verlöschen sollte. Es war das Bild ihres schwerkranken Vaters in dem Momente, in dem sein Blick so zärtlich auf ihr ruhte, während er die vertrauensvollen Worte an sie richtete: Mein Kind, ich werde nur dann ruhig sterben, wenn ich mit dem frohen Bewußtsein von der Welt scheiden kann, daß durch dich einst mein ehrlicher Name wieder hergestellt wird. Ohne noch länger mit sich zu Rathe zu gehen, was sie eigentlich malen solle, entwarf Therese eine Zeichnung von dem in ihrer Seele tief eingeprägten Portrait des todtkranken Vaters und schritt

dann ohne Verzug zur Ausführung desselben mittelst Pinsel und Farben. In Zeit von nur wenigen Tagen hatte sie ihre Aufgabe gelöst zur eigenen vollsten Zufriedenheit; denn das Bild war aus der Seele genommen und sprach wieder zur Seele. Es war wohl nur der Wirklichkeit entnommen; doch über die traurigen schwermüthigen Züge des Vaters war eine Art himmlischer Verklärung ausgegossen. Es war, wie man zu sagen pflegt, das gelungene Portrait ein Ideal der Wirklichkeit, ohne daß deshalb der Wahrheit etwas vergeben gewesen wäre. Therese stand längere Zeit vor dem herrlichen Bilde; es kam ihr vor, als lächle der verklärte Vater sie freundlich an und flüstere ihr die süßen Worte des Trostes zu: Sei getrost, meine Tochter, du wirst noch glückliche Tage erleben; dann aber wirst du die Ehre deines Vaters retten. Noch immer stand sie vor dem lieben Bilde und betrachtete es mit dem Gefühle der Ehrfurcht und Liebe zugleich. In ihrer stillen Betrachtung wurde sie erst durch das Oeffnen der Thüre ihres Kabinettes unterbrochen. Es trat eine alte Dienerin ein, die im rückwärtigen Theile des umfangreichen Miethhauses eine unentgeltliche Wohnung genoß und außer der ihr auferlegten Reinhaltung des Hauses den Miethparteien gegen eine jeweilige kleine Entlohnung verschiedene Dienste leistete. Ei, rief die alte Babette mit Verwunderung aus, das ist ja der gute Herr Müller, der ist ja zum Sprechen getroffen. Babette trat näher hinzu, betrachtete das Portrait

genauer und meinte: „Ach, der gute Herr, er liegt ja hier am Krankenbette gerade so ergeben und mildlächelnd, als ob er noch lebte. Und doch habe ich während seiner langwierigen Krankheit nie einen Portraitmaler hier gesehen."

Therese sagte lächelnd: „Sie haben recht, Frau Babette, daß hier nie ein Portraitmaler gewesen, woher hätten wir arme Leute auch das Geld hernehmen sollen, um einen Künstler zu honoriren."

„Nun", meinte Babette, „von sich selbst kann doch das Portrait nicht geworden sein; — am Ende hat wohl das Fräulein Therese selbst das Bild gemalt? — Ja, ja", fuhr sie mit eifriger und erhöhter Stimme fort, jetzt geht mir ein Lichtel auf."

„Wie so?" fragte Therese.

„Ja, ja, liebes Fräulein, ich verstehe auch etwas von der Malerei; denn ich habe, ich weiß nicht mehr vor wie viel Jahren, einmal einen jungen Maler bedient und da habe ich mir so manches gemerkt, was diese Herren für Zeugs zum Malen brauchen. Und da erinnere ich mich nun genau, daß ich noch bei Lebzeiten ihres Herrn Vaters zufällig beim Aufwaschen der Zimmerkammer in einem Winkel allerlei solches Zeugs dort gesehen, als: eine Staffelei, eine Palette, Pinsel und allerlei Farben. Nicht wahr, Fräulein Therese,

die alte Babette kann gut rathen, gesteh'n Sie's nur ein, daß Sie selbst das schöne Bild gemalt, das wirklich zum Sprechen getroffen ist?"

Therese lächelnd über die unermüdliche Geschwätzigkeit der alten Babette erwiederte: „Nun denn, Frau Babette, wenn es auch wirklich so wäre, wie Sie gerathen haben, was dann?"

„Ei, was dann", sagte halb ärgerlich die Alte, „dann — legen Sie die Häckel- und auch die Sticknadel bei Seite und überlassen Sie dieselben andern Fräulein und Frauen, die nichts Anderes gelernt haben und keinen bessern Nahrungszweig kennen."

„Es wäre freilich leicht", fiel Therese in die Rede, „die Häckel- und Sticknadel bei Seite zu legen, wenn" — hier machte sie eine Pause.

Babette aber unterbrach die Pause mit den Worten: „Ich verstehe, Fräulein Therese, was Sie sagen wollen; Sie wollen sagen, wenn sich nur Jemand finden möchte, der die Bilder kauft. Doch darüber sollen Sie keine Sorge haben! Das lassen Sie mir über!"

Therese drückte der alten gutherzigen Babette dankbar die Hand und sprach: „Ach, liebe, gute Babette,

wenn Sie wahr gesprochen hätten, wie wollte ich Ihnen mein Leben lang dafür dankbar sein!"

Babette erwiederte: „Von Dankbarkeit wollen wir vor der Hand nichts reden; obwohl die arme Babett' in ihren alten Tagen wahrscheinlich auf die Barmherzigkeit guter Leute wird angewiesen sein. Doch, da kämen wir ja auf einen ganz andern Gegenstand, der eigentlich nicht zur Sache gehört. Ich habe Ihnen," fuhr sie fort, „wie ich glaube, versprochen, daß ich Ihnen einen Käufer auf Ihre Gemälde verschaffen will. Während meiner langjährigen Anwesenheit in Paris habe ich Gelegenheit gehabt, mit mehreren Bilderhändlern, so namentlich mit Herrn Levrais bekannt zu werden. Wenn Sie sich nun entschließen könnten, größere und kleinere Bilder um einen billigen Preis zum Verkaufe zu malen, so will ich Sie, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken, jedesmal zu Herrn Levrais tragen und Ihnen gewissenhaft die dafür gelöste Geldsumme einhändigen. Freilich," fuhr Babette fort, „dürfen Sie sich anfangs nicht zu viel versprechen; denn aller Anfang ist schwer, doch wird schon in der ersten Zeit Ihr Verdienst nicht geringer sein, als bei Ihrer bisherigen Beschäftigung. Sie werden aber, wenn Ihnen das Glück nur halbwegs zur Seite steht, es in Zukunft nicht bereuen, daß Sie meinem Rathe gefolgt haben. Der Maler Herr Varné, den ich einige Jahre hindurch, als er noch eine Junggesellenwirthschaft führte,

bediente, konnte auch zu Anfange seiner Künstlerthätigkeit kein so großes Haus führen, wie heut zu Tage. Er mußte sich damals in seinen Bedürfnissen sehr einschränken, und was für ein angesehener Herr ist aus ihm in wenigen Jahren geworden! Freilich stand ihm auch das Glück zur Seite. — Die alte Babette hätte vielleicht in ihrer gewohnten Redseligkeit noch längere Zeit forterzählt, wenn sie nicht die anbrechende Abenddämmerung an die Besorgung ihrer noch obliegenden häuslichen Verrichtungen gemahnt hätte.

Nach ihrer Entfernung entwarf Therese sogleich eine kleine Zeichnung. Sie stellte ein Kind vor, über das der Schutzengel die schützende Hand breitet. Des andern Tages schon führte sie die Zeichnung aus. — In Zeit von acht Tagen hatte Therese schon einige kleine Oelgemälde vollendet. Frau Babette trug sie ihrem Versprechen gemäß zu Herrn Levrais. Herr Levrais kaufte zwar die Bilder, doch um einen so geringen Preis, daß der armen Therese, wenn sie die Kosten der Farben abrechnete, fast nicht mehr für ihre Arbeit und Zeitversäumniß übrig blieb, denn bei ihren frühern Handarbeiten. Frau Babette tröstete sie, indem sie wieder auf das Beispiel des Malers Varné hinwies. — Therese hatte nicht die geringste Ahnung, daß Herr Varné derselbe Künstler sei, der sie einst im väterlichen Hause zu Grenoble im Zeichnen und Malen unterrichtet hatte. Nach acht Tagen trug Babette wieder

einige kleine Oelbilder zu Herrn Levrais. Diesmal kaufte er sie um einen höhern Preis; ein Zeichen, daß er die ersten mit Vortheil abgesetzt. Denn Herr Levrais war nichts weniger als ein Kunstkenner; er war nur ein gewöhnlicher Bilderhändler, der Gutes und Schlechtes ankaufte und erst nach dem Absatze der Waare sich ein Urtheil über den Maler bildete; obgleich das einen sehr unverläßlichen Maaßstab abgibt. Diesmal ersuchte er Frau Babette sogar um die Adresse der Künstlerin, wie er sich ausdrückte; damit, im Falle einer seiner Abnehmer ein besonderes Bild bestellen sollte, er es ihr zu wissen machen könnte. Schon nach wenigen Tagen erhielt Therese ein Billet mit dem Ersuchen, im Geschäftslokale des Herrn Levrais persönlich zu erscheinen. Gerne machte Therese von der freundlichen Einladung Gebrauch. Levrais zeigte der Malerin zwei kleine Kupferstiche von Heiligenbildern und stellte an sie die Frage, ob sie sich getraue binnen zwei Monaten oder noch früher nach dem Muster der beiden Kupferstiche zwei Oelgemälde in größerm Maaßstabe zu malen. Therese nahm den Antrag ohne Bedenken an und fügte sich in alle Bedingungen des Bilderhändlers. Zu Hause angekommen, arbeitete sie mit dem angestrengtesten Fleiße; und ehe noch der festgesetzte Termin abgelaufen war, trug die alte Babette die beiden Gemälde zu Herrn Levrais. Dieser war mit der Ausführung der Bilder sehr zufrieden und drückte besonders darüber seine Zufriedenheit aus, daß

Therese den festgesetzten Termin so pünktlich eingehalten. Als ausbedungenes Honorar übersandte er zweihundert Franks. — Eine so große Summe Geldes hatte Therese seit lange her nicht mehr in Händen gehabt.

XI.

Die Entdeckung als Folge einer zufälligen Begegnung.

Durch welche Prüfung ließ das Schicksal ihn nicht geh'n!

Aeneide.

Wir haben im letzten Abschnitte erzählt, wie Therese von Herrn Levrais nun schon weit besser honorirt wurde, denn früher; wir haben nur noch beizufügen, daß ihre letzt abgelieferten Gemälde einen nicht geahnten Wendepunkt in dem bisherigen Stillleben Theresens herbeiführten. Und das kam so: Am Wege zu Herrn Levrais begegnete der alten Hausdienerin Babette Maler Varné. Babette, die ihren frühern Dienstherrn noch wohl kannte, grüßte ihn, wie sie es immer zu thun pflegte.

Varné erwiederte den Gruß und fragte seine ehemalige Bedienerin freundlich: „Wohin denn so eilig,

Frau Babette! sie entwickeln ja heute eine außerordentliche Eile!“

„Ja freilich, Herr Varné“, erwiederte lächelnd die alte Dienerin; „ich bin am Wege zum Bilderhändler Levrais, und da die Mittagsstunde nicht mehr ferne ist, so muß ich meine Schritte verdoppeln, um Herrn Levrais noch in seinem Verkaufslokale zu treffen.“

„Ei, was hat denn Madame Babette für wichtige Geschäfte mit Levrais abzuwickeln, wenn es erlaubt ist, eine so vorwitzige Frage zu stellen,“ sagte Varné.

„Nun, ich zwar“, erwiederte Babette, „habe kein Geschäft mit Herrn Levrais; dafür aber bin ich im Auftrage des guten Fräuleins Therese Müller, die ich die Ehre habe zu bedienen, und überbringe dem Herrn Bilderhändler zwei von ihm bestellte Heiligenbilder, die Fräulein Therese selbst gemalt hat.“

Als Varné diesen ihm wohlbekannten Namen hörte, wurde er ein wenig stutzig. — Doch, da es ja viele Müller und vielleicht auch manche Therese Müller in einer so großen Stadt, wie Paris geben mag, fuhr er in gewohnter Leutseligkeit fort: „Liebe Frau Babette, dürfte es wohl erlaubt sein, die Bilder in Augenschein zu nehmen. Babette war sogleich bereit, Varnés Wunsche zu entsprechen und entledigte auf offener Strasse die Bilder ihrer Umhüllung. Herr Varné betrachtete die

beiden Oelgemälde mit großem Interesse und stellte die weitere Frage: „Was für ein Honorar erhält das Fräulein für die Bilder?"

Babette erwiederte: „Sie soll dafür, falls sie Herrn Levrais gestellten Bedingungen entsprechen, zweihundert Frankenstücke erhalten."

„Wie, habe ich recht gehört," erwiederte erstaunt Varné; „für diese zwei so künstlerisch und geistreich ausgeführten Gemälde nur zweihundert Franks? — Das ist wahrlich ein Bettellohn und kein Honorar. — Doch ich sehe, daß Sie Eile haben, Madame! Mit diesen Worten stellte Varné der Frau Babette die Gemälde wieder zurück, öffnete seine Brieftasche und händigte ihr seine Karte ein mit der Bitte, dieselbe dem Fräulein Therese Müller zu übergeben und fügte noch bei, daß er sich nächster Tage die Freiheit nehmen werde, der Künstlerin einen Besuch abzustatten.

Nach ihrer Rückkehr übergab Babette dem Fräulein die zweihundert Frankenstücke nebst der Karte des, wie sie sich ausdrückte, angesehenen Malers Varné; und vergaß nicht beizusetzen, daß der Besuch des unter der Pariser Künstlerwelt einer allgemeinen Achtung sich erfreuenden Varné's ohne Zweifel für Therese vortheilhaft sein werde. — Und die alte erfahrne Babette hatte sich, wie wir bald hören werden, auch darin nicht getäuscht. — Therese aber dankte dem lieben Gott vom Herzen

daß er ihr den guten Gedanken eingegeben, das Portrait des Vaters zu malen; denn sonst wäre ja die alte Dienerin schwerlich auf den Einfall gekommen, ihr einen Fingerzeig zu geben, wie sie sich in Zukunft ihre Lebensexistenz sichern könne. Wieder blickte sie mit dankbarem Gefühle auf das Portrait des Vaters und erneuerte den Vorsatz, seinen letzten Willen zu erfüllen. Heute schon am ersten Tage einer größern Einnahme wollte die gute Tochter mit der Ausführung desselben den Anfang machen. Sie berechnete die beiläufigen Ausgaben für die zwei folgenden Wochen, das übrige Geld legte sie als wahrscheinliches Ersparniß bei Seite. Des andern Tages suchte sie einen in Paris sehr geachteten Notar auf und gab ihm die halbe Summe in gerichtliche Verwahrung. Seelenvergnügt verließ sie das Büreau des Notars; denn sie kehrte ja mit dem seligen Bewußtsein in ihr Logis zurück, daß sie nun mit Gottes Hilfe den ersten Schritt zur Erfüllung ihres Versprechens gethan.

Herr Varné aber kehrte ganz in Gedanken vertieft in sein Haus zurück; denn je länger er über die in den zwei Heiligenbildern ausgeprägten Züge und der darin sich kundgebenden Schule nachdachte, desto mehr wurde es ihm klar, daß dieselben im nämlichen Style und nach derselben Schule skizzirt und ausgeführt seien, zu der er sich selbst bekannte. Und da drängte sich ihm immer wieder der Gedanke auf, daß Therese

Müller am Ende doch dieselbe sei, der er einst in Grenoble Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilt hatte. Aber was mag wohl die Tochter des reichen Kaufherrn aus Grenoble bewogen haben, ihre Vaterstadt zu verlassen und sich durch armselige Professionsmalerei ihr Brod zu verdienen? Oder sollte vielleicht ihr Vater, dem Varné so vieles verdankte, durch Unglücksfälle in Armuth gerathen oder wohl gar gestorben sein? In beiden Fällen hielt es Varné für seine heilige Pflicht, sich der Armen anzunehmen und weiter dazu beizutragen, damit Therese in dem Fache, zu dem sie bereits als Kind viel Anlage gezeigt, weiter ausgebildet werde. — Um darüber Gewißheit zu erlangen, ließ er Madame Babette in seine Wohnung kommen. Diese aber wußte ihm über die Verhältnisse des verstorbenen Müllers nicht mehr und nicht weniger zu sagen, als daß derselbe erst vor einigen Jahren aus Grenoble nach Paris gekommen, hier mit seiner Tochter ein sehr zurückgezogenes Leben führte und in einem Handlungshause beim Rechnungsgeschäfte so lange beschäftigt gewesen, bis ihn eine Augen- und Brustkrankheit nöthigte, aus dem Dienste zu treten. — Varné hatte genug gehört, um nicht länger darüber in Zweifel zu sein, daß Therese die einzige Tochter des ehemals so angesehenen und reichen Kaufherrn Müller sei, in dessen Hause er vor Jahren so viele Wohlthaten genossen hatte. Herr Varné besaß bei allen seinen früheren künstlerischen Eigenthümlichkeiten doch ein gutes Herz.

Auch hatte er nun durch mehrjährige Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß des edlen Müllers kaufmännische Ansichten über die Kunst nicht die schlechtesten waren und hatte es bereits bereut, daß er den Briefwechsel mit Müller abgebrochen und sich so undankbar gegen seinen ehemaligen Freund und Wohlthäter gezeigt habe. — Er hatte nun die schönste Gelegenheit, an der Tochter des Verstorbenen sein Unrecht wieder gut zu machen. Er theilte diesen Entschluß auch seiner Gemahlin mit, die sein Vorhaben nur billigen konnte; denn auch sie war eine edle Seele; und Varné hatte es noch nie bereut, sie zur Lebensgefährtin erwählt zu haben.

XII.

Der Besuch.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streu'st Keime des Göttlichen aus.
Schiller.

Andern Tags schon nach diesen Betrachtungen stattete Varné dem Fräulein Müller seine bereits angemeldete Visite ab. Therese empfing ihn mit gewohnter Zuvorkommenheit und Freundlichkeit. Varné entschuldigte sich ob seiner etwaigen Zudringlichkeit, mit der er dem Fräulein Müller möglicher Weise zur Last fallen dürfte. Während er noch seine Entschuldigung vorbrachte, fiel sein Blick auf das Portrait seines einstigen Freundes Müller. Beim Anblick des Bildes wich Varné unwillkürlich einige Schritte zurück. Es war ihm in der plötzlichen Ueberraschung nicht anders,

als stünde er wirklich vor dem Krankenlager seines Freundes und Gönners. So natürlich war das Bild. Der dahingeschiedene Müller gehörte zu jener Gattung Menschen, deren Gesichtszüge sich auch bei vorgerückten Jahren und selbst zur Zeit einer schweren Krankheit wenig oder gar nicht ändern.

Nach der ersten Ueberraschung ermannte sich Varné, trat näher hin zum Gemälde, faltete gerührt seine Hände und sagte nun zu der gleichfalls überraschten Therese, die sich das sonderliche Betragen Varnés nicht zu erklären wußte: „Entschuldigung, mein Fräulein, daß ich es nicht vermochte, die Gefühle der Hochachtung und Dankbarkeit zurückzuhalten, die ich gegen die Person dessen hege, dessen Bild und Züge hier so verklärt und doch so natürlich wiedergegeben sind."

Staunend erwiederte Therese: „Wie, Herr von Varné, Sie kennen den Träger dieses Bildes?"

„Und, wie sollte ich ihn nicht kennen, den guten Herrn Müller, der mich vor Jahren auf meiner Wanderschaft in sein Haus zu Grenoble so gastlich aufgenommen und mir den ersten Weg zu meinem nunmehrigen Glücke gezeigt hat!"

Als Therese den Namen Grenoble hörte, da erinnerte sie sich unwillkürlich der glücklichen Tage ihrer Jugend im Gegensatze zu ihrer jetzigen Lage. O die Arme, sie senkte den Blick zu Boden und seufzte.

S. 100.



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Glaubrecht, das Mädchen von Grenoble.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg



Varnê schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: „Auch Sie, Fräulein Müller, sind mir nicht unbekannt, ob ich Sie auch nur als Kind kannte und Sie nun nach vielen Jahren als stattliche Jungfrau wieder sehe.“

Jetzt erst richtete Therese ihren Blick auf Varné und bald erkannte sie die ihr wohlbekannten Züge ihres ehemaligen Zeichnungslehrers, und rief überrascht und freudig aus: „Sind Sie es wirklich Herr von Werner oder wollen Sie mit der armen Therese nur ein loses Spiel treiben?“

„O, das sei ferne von mir,“ erwiederte Varné lächelnd: „ja, ich bin wirklich Ihr einstiger Zeichnungslehrer Werner. — Und nun folgte eine Erkenntnißscene, die sich schwer beschreiben läßt. Denn, welche Gegensätze von Gefühlen mögen sich in diesem Erkennungsmomente in der Seele Theresens gekreuzt haben? Werner, der angesehene Maler findet in der armen Therese die einstige reiche und hoffnungsvolle Erbin des Hauses Müller wieder; Therese aber in dem angesehenen Künstler ihren einstigen Lehrer, der einst so zu sagen von der Gastfreundschaft ihres Vaters lebte. — Sie konnten sich Beide der Thränen nicht entwehren. Therese schluchzte laut. Varné aber, der als Mann die Thränen zu verbergen suchte, bemühte sich umsonst, Therese zu trösten; denn er vermochte kaum einige Worte des Trostes zu stammeln; so sehr war er selbst ergriffen.

Endlich nach einer längeren Pause stellte Therese an den Künstler die Frage: „Aber, Herr Werner, — verzeihen Sie, daß ich Sie bei diesem gewohnten Namen wieder nenne, — wie kommt es denn, daß Sie jetzt nicht mehr Werner, sondern Varné heißen?"

Werner erwiederte fast beschämt durch diese naive Frage: „Nun, es ist dies eine leidige Modesache, daß Deutsche, die in Paris ihr Fortkommen suchen, ihre deutschen Namen zuweilen französisiren. Es ist freilich nicht recht, daß ein ehrlicher Deutscher sich seines deutschen Namens schämt; aber es ist halt nun einmal so und auch ich habe mich dieser Sitte oder vielmehr Unsitte akkomodirt." Und er fuhr weiter fort: „Verhält es sich ja mit der deutschen Sprache selbst nicht besser. Diese besitzt Ausdrücke in Ueberfluß für ihre Begriffe und doch bedienen sich viele Deutsche, ja sogar deutsche Schriftsteller und Gelehrte in Deutschland selbst einer Menge französischer Ausdrücke zur Bezeichnung ihrer Begriffe und Gedanken." Und, um sich gleichsam zu entschuldigen, setzte er noch bei: „Kann man es unter dieser Voraussetzung einem in Frankreich selbst lebenden Deutschen noch verargen, wenn auch er seinem für das französische Ohr hart klingenden deutschen Namen einen französischen Klingklang gibt? Es ist dieses eine Art Modesache und wie überhaupt jede Mode wechselt, so dürfte auch wieder eine Zeit kommen, in der die Deutschen wieder zum Selbstbewußtsein ihrer eigenen Lebens-

fähigkeit und inneren Kraft gebracht, dieser thörichten Mode ein Lebewohl sagen werden. — Doch, lassen wir diese fruchtlosen Betrachtungen, Fräulein Müller, denn wir haben noch von einer anderen, weit wichtigeren Sache zu reden."

Herr Varné bat nun Therese mit herzlichen und zuvorkommenden Worten um Aufschlüsse über ihre dermalige Lage und Verhältnisse, vermied aber dabei alles, was der Armen nur im Entferntesten eine Kränkung hätte verursachen können.

Therese war aufrichtig und erzählte Herrn Varné alles umständlich, was ihr über die verschiedenen Unglücksfälle des Vaters bekannt war. Von dem Versprechen, das sie dem sterbenden Vater gemacht, und das sie als ein heiliges Geheimniß im Herzen tief verschlossen trug, machte sie keine Erwähnung. Müller hörte gerührt und mit sichtbarer Theilnahme Theresens Erzählung an. Nachdem sie geendet hatte, sprach ihr Varné mit den Worten Trost zu:

„Fräulein Müller, ich weiß nun mehr, als ich zu wissen brauchte. Von nun an aber wollen Sie nächst Gott auf mich vertrauen; denn ich bin und bleibe Ihres leider so früh dahingeschiedenen Vaters größter Schuldner und es wird nun mein Streben dahin gehen, diese große Schuld an seinem einzigen Kinde nach Kräften abzutragen." Während Varné dies sagte, machte er

einige Schritte vorwärts gegen die Fensternische zu, in deren Brüstung die Staffelei der jungen Künstlerin stand. Therese hatte auf einem ausgespannten Rahmen kurz zuvor die Zeichnung zu einem neu bestellten Gemälde vollendet und die Ausführung der Zeichnung mit Farben bereits angefangen. Werner war über die Anlage des Bildes, wie dieselbe schon aus der Zeichnung ersichtlich war, sehr befriedigt und fragte Therese: „Ist auch dieses Bild bestellt?“

Nach Beantwortung der Frage mit Ja, fragte Varné weiter: „Welches Honorar erhalten Sie dafür?“

„Hundert und fünfzig Franks.“

„Wie, habe ich recht gehört,“ fragte Varné, „um einen solchen Spottpreis verkaufen Sie Ihre kunstgerechten Arbeiten?“ Beinahe hätte Therese diese Worte aus dem Munde eines angesehenen Künstlers für Scherz gehalten, hätte Herr Varné nicht sogleich beigesetzt: „Von heute an, werde ich Ihnen, liebes Fräulein, — wenn Sie anders von meinem Anerbieten Gebrauch machen wollen, — Gelegenheit bieten, Ihre Arbeiten besser und lohnender zu verwerthen, als bisher. Wollen Sie mir aber auch das Versprechen leisten, daß dieses Gemälde, dessen Zeichnung bereits vollendet ist, das letzte sein wird, das Sie an Herrn Levrais verkaufen? Nebenbei gesagt, war sowohl Varné wie auch andere Maler von Paris auf Herrn Levrais nicht gut

zu sprechen aus leicht begreiflichen Gründen. — Therese dankte Herrn Varné für seine freundschaftliche und wohlmeinende Gesinnung vom Herzen und betheuerte, daß sie seinem Wunsche entsprechen werde. Am Rück-wege überlegte Varné, auf welche Weise sein gemachtes Versprechen bald zur Wirklichkeit zu machen sei; und großherzig und edel, wie Varné von jeher gewesen, ent-schloß er sich, vor der Hand Therese in der Malerkunst weiter auszubilden und ihr einen Theil seiner Be-stellungen zu übergeben. — Doch das hatte seine Schwierigkeiten. Denn wer immer bei Varné ein Ge-mälde bestellte, erwartete ein wahres Kunststück. Und wenn auch Therese viel Anlage und auch eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen und Malen besaß, so war sie im Grunde doch nur eine Dilettantin und noch keine eigentliche Künstlerin. Varné hätte mit diesem Be-ginnen seinen eigenen Künstlerruf auf's Spiel gesetzt; und das fürchtete er am meisten. Ein glücklicher Zu-fall half ihm aus dieser Verlegenheit und gab ihm die schönste Gelegenheit, sein menschenfreundliches Vorhaben und Versprechen zu erfüllen.

XIII.

Die Einführung in eine sogenannte Künstler-soiré.

Dem lieben Gott weich' nicht aus
Find'st du ihn auf dem Weg!
Alter Spruch.

Varné hatte so eben das Portrait einer adeligen Dame und zwar in Lebensgröße, wie es in jener Zeit gebräuchlich war, fertig gemacht und hatte daran nur noch einige Correcturen*) vorzunehmen. Dieses Portrait hatte die Dame für ihren Gemahl bestimmt, um demselben eine Ueberraschung zu seinem Geburtstage zu bereiten. Bei der Enthüllung des Portraits am bestimmten Tage, waren alle Familienglieder und auch andere Gäste, die vom Herrn des Hauses zu einem Dinèr geladen waren, überrascht und entzückt zugleich über das wohlgelungene Bild der Frau des

*) Correcturen = Verbesserungen.

Hauses. Die Mutter und Schwiegermutter der adeligen Dame schickten zu Herrn Varné und bestellten je eine Copie des Portraits im selben Maßstabe. Damit die hohe Dame nicht zum zweiten Male dem Maler zu sitzen genöthigt wäre, erbat sich Varné das Original und eilte nun ohne Verzug zu Fräulein Müller. Er ersuchte Therese, ihm in sein Atellier zu folgen. Hier angekommen, stellte er seine ehemalige Schülerin seiner liebenswürdigen Gattin vor, die Therese sehr freundschaftlich und herzlichst empfing. Varné zeigte nun Therese das Portrait und machte ihr das freundliche Anerbieten, daß er ihr die Ausführung der Copien überlassen wolle.

Therese bewunderte das Bild; doch den Antrag anzunehmen, zögerte sie, weil sie sich der kunstgerechten Ausführung derselben nicht gewachsen hielt. Varné machte der Schüchternen Muth und ermunterte sie zu einem größeren Selbstvertrauen. Zugleich machte er ihr das Versprechen, sie während der Arbeit öfters besuchen zu wollen, um die nothwendigen Ausbesserungen am Bilde vorzunehmen. — Auf dieses Versprechen hin entschloß sich Therese, die für sie gleich schwierige als lohnende Aufgabe zu übernehmen. Wie sie dieselbe einmal übernommen hatte, gab sie sich auch der Ausführung derselben mit aller Liebe und Eifer hin. Varné hielt auch sein Versprechen, indem er sie fast täglich besuchte und ihr verschiedene wohlgemeinte Winke an

die Hand gab. Zuletzt nahm er auch die nothwendigen Verbesserungen an der Copie vor. Endlich war die für Therese anscheinend so schwierige Aufgabe gelöst und die alte Dienerin Babette machte sich auf den Weg, um das Bild an Herrn Barné zu überbringen. Dieser äußerte seine volle Zufriedenheit. Nun machte sich Therese auch an die andere Copie des Portraits und vollendete auch diese nicht bloß zur Zufriedenheit ihres ehemaligen Lehrers, sondern auch zu der der hohen Bestellerinen. Therese erhielt für beide Bilder ein Honorar von sechshundert Franken, eine Summe Geldes, von der Therese zur Zeit selbst in Paris ein Jahr hindurch anständig leben konnte. — Ihr Heimweg führte sie vor der Kirche Notre Dame (zu deutsch „unserer lieben Frau") vorüber. Diese Kirche, die Haupt- und Kathedralkirche von Paris, ist eben so berühmt durch ihre zwei hohen Thürme, von denen man eine herrliche Aussicht fast über die ganze Stadt genießt, wie nicht minder ihres wunderschönen Glockengeläutes wegen. Diese große und schöne Kirche ist den ganzen Tag hindurch geöffnet und wird auch den ganzen Tag hindurch von Andächtigen aus allen Ständen besucht. Auch Therese trat in dieselbe ein und kniete sich in eine der vielen Seitenkapellen, deren das großartige Gotteshaus nicht weniger als fünfundvierzig zählt. Hier dankte sie vom Herzen und mit großer Rührung dem Herrn, der für sie, die arme Waise, bis zur Stunde so väterlich und fast wunderbar gesorgt, und bat den

Allgütigen, daß er auch fernerhin Vaterstelle an ihr vertreten möge. Nachdem sie lange und inbrünstig gebetet hatte, verließ sie ganz getrost den majestätischen Tempel des Herrn. Ohne sich um das Getriebe und geräuschvolle Treiben und Leben, welches in den Strassen und Gassen, durch die ihr Weg sie führte, zu kümmern, eilte sie mit schnellen Schritten ihrer anspruchslosen Wohnung zu. — Hier eingetreten, war wieder ihr erster Blick auf das Bild des kranken Vaters gerichtet. Wieder schien er ihr freundlich zuzulächeln und wieder klangen seine letzten Worte in ihren Ohren: „Mein Kind, ich segne Dich; doch versprich mir, daß Du Deines Vaters guten Namen rettest.“ — Es war dies eine zum Herzen gehende Mahnung für Therese, und sie machte sich auch sogleich auf den Weg zum Notar, um abermals fünfhundert Franken bei ihm zu hinterlegen.

Von dieser Zeit an war Therese durch die gütige Fürsorge Varnés stets mit Arbeiten überhäuft. Bei ihrem ununterbrochenem Verdienste hätte sie leicht ihre bisherige einfache Lebensweise ändern können; doch sie lebte noch immer so einfach, wie früher bei ihren ärmlichen Umständen. Nur dann, wenn es ihre freie Zeit zuließ und sie sich ein unschuldiges Vergnügen machen wollte, besuchte sie das ihr zu jeder Zeit offen stehende Haus Varnés, mit dessen liebenswürdiger Gemahlin Therese seit längerer Zeit schon in einer Art Freundschaftsverhältnisse stand. — Diese fleißigen Besuche im

Hause Varné's veränderten nach und nach das bisherige Stillleben Theresens, wie wir uns bald überzeugen werden.

Im Hause Varné's versammelte sich seit längerer Zeit schon an gewissen Tagen ein Kreis kunstliebender Herren und Damen aus den bessern Ständen; denn Varné galt als ein Künstler im wahren Sinne des Wortes. Diese Versammlungen fanden regelmäßig an den Sonn- und Feiertagsabenden statt. Bisher hatte sich Therese an diesen Abendunterhaltungen nicht betheiligt. Sie hatte es vorgezogen, Herrn Varné und seine liebenswürdige Gemahlin in den Nachmittagsstunden und an gewöhnlichen Wochentagen zu besuchen. — Zu wiederholten Malen hatte Therese von Seite der Varné'schen Familie schon Einladungen zu diesen gemüthlichen Abendzirkeln erhalten; doch lange konnte sie sich nicht entschließen, davon Gebrauch zu machen und entschuldigte sich jedesmal auf eine Weise, wie es ihr ihre feine Bildung und Lebensart eingab. — Und das darf uns nicht Wunder nehmen. Denn Therese war von ihrer frühesten Jugend an an ein häusliches und zurückgezogenes Leben gewöhnt. Und diese Häuslichkeit und Zurückgezogenheit war ihr durch das Beispiel ihres dahingeschiedenen Vaters, mehr noch durch das der Mutter so zu sagen zur zweiten Natur geworden. Denn auch Müller, ob er auch in Grenoble in den glücklichsten Verhältnissen lebte, liebte die soge-

nannten Thee- und Abendgesellschaften keineswegs; auch verließ er nur äußerst selten zur Abend- oder Nachtzeit den ihm liebgewordenen Kreis seiner kleinen Familie, um an öffentlichen Vergnügungsorten Zerstreuung und Unterhalt zu suchen. — Und wenn sich auch seine Geschäftsfreunde noch so sehr Mühe gaben, Müller in ihre öffentlichen Unterhaltungskreise einzuführen, so gelang es ihnen doch nur äußerst selten. Gewöhnlich pflegte er sie mit den Worten abzuweisen: Meine Herren, es dürfte ihnen ohnehin bekannt sein, daß ich mich fast den ganzen Tag hindurch meines Geschäftes halber, im Kreise meiner Familie nicht bewegen kann. Sollte ich mir nun noch auch das kleine Vergnügen versagen, wenigstens die trauten Abendstunden der stillen häuslichen Freude im Kreise der Meinigen mir zu schenken? Auch Müllers Gattin ging von der gleichen Ansicht aus; und nur wenn es der Anstand verlangte, machte sie, aber immer nur kurze Visiten. — Bei alledem ward ihr die Zeit nie langweilig; denn eine sorgsame Hausfrau findet immer eine Arbeit und wenn sie keine hat, so sucht sie eine. — Was Wunder also, wenn auch die liebenswürdige Therese, ihre Tochter, an ein häusliches stilles Leben sich gewöhnte und auch in ihren spätern Jahren sich nur schwer dazu entschloß, an den Abendzirkeln in Varné's Hause Theil zu nehmen. — Und nur auf wiederholtes und fast unwiderstehliches Bitten ihrer Freundin Louise, der Gemahlin Varné's, ließ sich Therese endlich bewegen, an einem kalten

Winterabende von der so oft wiederholten Einladung Louisens Gebrauch zu machen. — Louise holte ihre Freundin Therese selbst aus ihrem ziemlich entlegenen Quartiere ab. Am Wege führten beide Freundinen beiläufig folgendes Gespräch.

Louise: „Ich kann nur nicht begreifen, wie Du, meine vielliebe Freundin, so lange meinen und meines Mannes Bitten widerstehen konntest?“

Therese: „Ich habe Dir ja schon öfters gesagt, daß ich nie eine Freundin von Gesellschaften war.“

„Und warum nicht?“ fragte Louise, „ist ja doch jedes lebende Wesen gesellig, selbst die vernunftlosen Thiere lieben Geselligkeit, warum also nicht auch der Mensch in einem höhern Sinne des Wortes!“

Therese erwiederte sanft: „Ich will Dir, liebe Louise, nicht widersprechen; doch muß ich bemerken, daß ich als dankbare Tochter meinem nun dahingeschiedenen Vater Glauben zu schenken mich für verpflichtet halte. Und siehe, er sagte mir zu wiederholten Malen, daß man die gewöhnlichen Zirkel oder Gesellschaften selten als besserer Mensch verläßt und überdieß noch die kostbare Zeit vergeudet. Auch, meinte der Gute, käme man dabei häufig in die Verlegenheit, sich an der Ehre seiner abwesenden Mitmenschen zu versündigen.

Louise erwiederte: „Nun das mag wohl bei den

gewöhnlichen Kaffee- oder Theegesellschaften zuweilen vorkommen, doch in unsern Abendzirkeln wirst Du dieses nicht finden. Diese verfolgen ein höheres Ziel. Und dieses höhere Ziel besteht darin, gegenseitig seine Ideen auszutauschen über Gegenstände der Kunst und anderer nützlicher oder auferbaulicher Gegenstände, mit einem Worte: sich gegenseitig zu verständigen über das Schöne, Wahre und Gute. Aus diesem Grunde sind unsere Zirkel durchaus nicht zugänglich für ungläubige und gemeine Seelen, wie Du Dich, meine liebe Freundin, heute schon überzeugen wirst. Unter diesen Gesprächen hatten die beiden Freundinen das Haus erreicht. Es waren hier bereits einige Freunde Varnés versammelt, darunter auch ein seiner Sprachgewandtheit und hervorragenden Kunstsinnes wegen allgemein geschätzter Abbé, Namen Thibois; dann der berühmte Arzt Delleroux mit seiner geistreichen Gemahlin Jeanette; etwas später erweiterte sich der kleine Kreis von Freunden durch mehrere Collegen Varnés. Sie alle nahmen Platz an einem Tische in Mitte des ziemlich geräumigen Zimmers. Wie es sich wohl von selbst versteht, wurde Therese von ihrer Freundin Louise in die Gesellschaft eingeführt. Therese zeigte zu Anfange allerdings eine gewisse Schüchternheit; diese verließ sie jedoch bald, als sie nach und nach die Ueberzeugung gewann, daß sie sich in einer gewählten Gesellschaft befinde. Bald fühlte sie sich sogar heimisch unter diesen edlen Seelen und das Vorurtheil, das sie gegen alle Gesell-

schaftszirkeln hegte, schwand bald gänzlich. — Während noch die Frau des Hauses den Theetopf vor sich den Gästen servirte, unterhielten sich letztere schon in geistreichen Gesprächen. Das Thema bildete heute die Malerkunst. — Zur Zeit unserer Erzählung hatte diese Kunst einen bedeutenden Aufschwung zum Bessern gemacht; während man dieses von unserer jetzigen Zeitepoche leider nicht behaupten kann. Denn, wie die jetzige Zeitepoche überhaupt eine gewisse vielleicht nie dagewesene Irreligiösität an der Stirne trägt, so auch die Malerkunst, die ja in dieser Zeit groß gezogen wurde; zumal die großen Repräsentanten der früheren goldenen Kunstzeit unseres jetzigen Jahrhunderts, einer nach dem andern zu Grabe getragen wird. Zur Zeit unserer Erzählung waren namentlich unter den deutschen Künstlern Cornelius, Overbeck, Moriz von Schwind und andere in ihrer größten Blüthezeit. Die großen Künstler jener Tage brauchten beispielsweise ihre Malerpinsel nicht dazu, um armselige Illustrationen zu Göthe's Frauengestalten oder überhaupt zur Nachahmung bloßer Fantasiegemälde, die sie nicht einmal selbst erfunden haben, — darzustellen. Sie schufen vielmehr selbst herrliche Gebilde, die auch für die Zukunft einen bleibenden Werth haben. Doch wir verlieren uns zu weit in Betrachtungen und kehren lieber zu unserer Kunstgesellschaft zurück. Der Abbé Thibois hatte soeben den Satz aufgestellt: Die Kunst hat zu ihrem höchsten Meister Gott selbst.

Varné erwiederte lächelnd: Herr Abbé, mit dieser Behauptung erweisen sie uns eine Ehre, die wir Maler vielleicht nicht verdienen!"

„Allerdings," sagte der Abbé, „will ich diese Ehre nicht allen Künstlern zutheilen, namentlich vielen der gegenwärtigen Zeitperiode nicht, denn es gibt unter ihnen gar viele, die sich Gott nicht als höchsten Meister ihrer Kunst auserſehen haben; denn zu keiner Zeit vielleicht hat sich die Kunst so sehr zur Magd des Gemeinen herabgewürdigt, denn in unsern Tagen und namentlich hier in Paris. Und nun fuhr der Abbé etwas leidenschaftlich fort: Leider, daß ich es sagen muß, — diese Schandgemälde, die heut zu Tage noch in den öffentlichen Schaubuden ausgestellt werden, sind wahrlich nicht geeignet, die Gloire*) der Franzosen zu fördern, nach der sie doch so sehr streben.

Einer der Gäste bat nun den Abbé um die Beweisführung, daß die Kunst als ihren höchsten Lehrmeister Gott selbst verehre. Der Abbé antwortete: Als der Herr einst das allmächtige Wort sprach: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Ebenbilde und Gleichnisse"; da war auch schon das erste vom Herrn selbst ausgeführte Kunstwerk da; der Mensch und zwar der heilige und nicht der durch die Sünde verdorbene Mensch. Das erste Erforderniß der wahren Kunst ist

*) Gloire = Ruhm, Weltehre. Anm. des Verfassers.

also, daß der Künstler, dem eine höhere Kraft und Weihe innewohnt, nach der ewigen Idee Gottes das Göttliche und Menschliche unverdorben, schön und doch wahr, einfach und rein, schlicht und gerade darstelle. Die Gäste stimmten dem Abbé bei. Und was halten sie wohl, meine Herren für das Allererste und Wichtigste, damit der Künstler diese Bedingungen der wahren Kunst zu erfüllen vermöge?"

Einer aus der Gesellschaft erwiederte: „Nun, ich meine, was man selbst nicht besitzt, das kann man auch nicht geben; nach diesem unumstößlichen Satze muß der Künstler selbst einen unverdorbenen und reinen, einfachen, schlichten und geraden Charakter besitzen."

„Wollen wir noch hinzufügen," setzte Herr Barné bei, „dem Künstler muß auch noch eine höhere Kraft innewohnen und er muß ganz vom Geiste seiner Kunst durchdrungen und ergriffen sein. Und wenn ihm wirklich eine höhere Kraft innewohnt und er vom Geiste seiner Kunst durchdrungen und begeistert den Pinsel ergreift, dann wird sich auch sein Auge durch ein höheres Feuer verklären, der Genius der Seele wird dann hinausströmen und zum Schöpfer werden."

Während ihrer erst kurzen Anwesenheit hatte sich Therese doch schon überzeugt, daß ihre Freundin Louise nur wahr gesprochen hatte, wenn sie ihr die Abendzirkeln in ihrem Hause als Unterhaltungen einer höhern Art schilderte. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte

sie den Faden des geistreichen Gespräches; ja sie fühlte sich bald so heimisch, daß sie selbst lebhaft an der Unterhaltung Theil nahm. „Ich glaube," sprach sie nach einer kurzen Entschuldigung, „von einem berühmten italienischen Maler, einem armen Klosterfrater in Florenz gelesen zu haben, der selbst ohne Lehrer und Führer bloß allein durch den angebornen Genius seiner reinen Seele ein Meister in der Malerkunst geworden."

„Allerdings", sagte der Abbé, „es ist Johannes von Fiesole, der ein armer Dominikanermönch in Florenz gewesen. Aber der Genius war es nicht allein, der ihn zu einem unsterblichen Meister gemacht; auch die Reinheit seiner Seele, sein einfacher, schlichter und gerader Charakter und insbesondere seine innige Verbindung mit Gott, dem höchsten und unübertrefflichsten Künstler; und schlüßlich seine Uneigennützigkeit, mit der er die göttliche Kunst übte." Er fuhr fort: „Allbekannt ist es, daß Johannes von Fiesole alle seine Arbeiten mit Gebet anfing, unter Gebet fortsetzte und vollendete. Seine reine Liebe zur Kunst zeigte sich darin, daß er jede Entlohnung für seine Gemälde unter die Armen vertheilte."

Varné ergänzte: „Da Fiesole, ein Genius sondergleichen, nur aus reiner Liebe zur Kunst malte, darf es uns nicht auch wundern, wenn selbst der berühmte Michael Angelo von einem Freskogemälde Fiesoles im

Kloster zu St. Marco, welches die Verkündigung Mariens darstellt, den merkwürdigen Ausspruch that: „In bloß menschlicher Kunst liegt es nicht, ein so holdes und jungfräulich süßes Bild zu gestalten, es sei denn, der Meister habe das Urbild selbst gesehen.“

„Ach, Michael Angelo,“ *) rief Herr Courteaux, ein Freund Varnés aus: „Ich habe das Glück gehabt, während meines zweijährigen Aufenthaltes in Rom, sein unsterbliches Werk in der Sixtinischen Kapelle zu bewundern, das mit der Weltschöpfung anfängt und mit dem Weltgerichte endet.“

„War nicht“, fragte Luise, Varnés Gattin, „Michael Angelo ein Zeitgenosse Raphaels?“

„Ja wohl“, erwiederte der Abbé; „und zwar ein würdiger Zeitgenosse Raphaels; denn Raphael ist unbezweifelt einer der ersten christlichen Maler; er war aber auch die personifizirte Unschuld und sein Leben lang voll Religiösität. Deshalb hat sich ihm auch, wie selten einem Künstler, die Hoheit und das innere Wesen

---

*) Michael Angelos berühmtester Schüler war Daniel de Voltera, dessen herrliches Freskogemälde „die Kreuzabnahme“ in der Kirche St. Trinita zu Rom im Jahre 1815 durch den Maler Camuccini von der Wand abgelöst und auf Leinwand übertragen wurde, damit es der Bewunderung der spätesten Nachwelt unversehrt erhalten bliebe. Anm. des Verfassers.

des Christenthums in seiner ganzen Tiefe aufgeschlossen. Sein vollendetstes Werk ist wohl die Verklärung des Herrn am Tabor. Weltberühmt sind übrigens seine verschiedenen Darstellungen der Madonna (Mutter Gottes) mit dem Jesukinde. Aber alle seine hochberühmten Madonnabilder sind, wie er sich selbst ausdrückt, nur schwache Versuche, ein und dasselbe Urbild mit Pinsel und Farbe wiederzugeben."

Courteaux ergänzte: „Wohl, Herr Abbé, Sie haben es mir aus dem Munde genommen, was ich selbst in einem Briefe Raphaels an den Grafen Castiglione gelesen: „Ich halte mich (bei Darstellung meiner Madonnenbilder) stets an ein gewisses Urbild, das mir im Geiste vorschwebt."

Der Abbé aber sagte weiter: „Ja, meine Herren, nicht nur Raphael, Angelo, Fiesole, sondern überhaupt alle großen Meister, die den Ruhm der Unsterblichkeit erlangt haben, waren fromm, ihr Malen war mit Gebet verbunden, oder besser gesagt, ihr Malen war selbst Gebet. Beispielweise erinnere ich nur an Andrea del Varrochia und an seinen Schüler Leonardo da Vinci. Ersterer betete in seiner letzten Krankheit den Tag vor seinem seligen Hinscheiden: ‚Dank dir, mein Jesus, daß du meinen Glauben und meine Liebe an deinem Herzen erstarken ließest, und da nun mein letztes Stündlein naht, erblüht mir aus dem zarten

Keime jener Hoffnung, die ich allezeit in meiner Brust trug, jener mächtige Lebensbaum, der mir die ewige, selige Anschauung Gottes als köstliche Frucht bietet.' O, welch' eine tiefe Religiösität prägt sich nicht in diesen wenigen Worten aus! Und zu seinem trauernden Schüler Leonardo de Vinci sprach er sanft und beruhigt: ‚Weine nicht! — ich muß dich zwar verlassen, da mein Herr und Gott mich ruft, aber ich scheide getrost von hinnen, da ich dich als Meister unserer Kunst und als Mann des Glaubens weiß."'

Frau Jeanette, eine Freundin Louisens, sprach: „Entschuldigen, Herr Abbé, daß ich mir erlaube, auch eine kleine Episode aus den letzten Augenblicken Andreas del Varrochia beizufügen, die ein herrliches Streiflicht auf die fromme Anschauungsweise des großen Meisters wirft." Sie erzählte nun: „Andrea ließ sich den letzten Augenblick vor seinem Tode von seinem Schüler Leonardo eine Madonna bringen, die Leonardo in letzter Zeit gemalt hatte. Dieser brachte das Verlangte mit einer gewissen zufriedenen Miene, die nicht weit entfernt von Eitelkeit war. Dem tiefblickenden Meister entging dieses nicht. Er betrachtete längere Zeit das Bild und sagte dann: ‚Die Madonna, mein Leonardo, gilt mir als dein Meisterstück, sanft sind seine Farbentöne, fließend ist die Gewandung, von großer Schönheit die Formen der Hauptfigur und das ganze Gemälde zeigt von einer lebendigen und warmen Auffassung.' — ‚Aber', setzte

er mit feierlich ernster Stimme bei: ‚Dieses feine und edle Madonnagesicht trägt an sich einen Zug der Weichlichkeit, wenn nicht gar der Sinnlichkeit, der sich mit dem Charakter der wahrhaft katholischen Auffassung durchaus nicht verträgt.' Er fuhr weiter fort: ‚Zwar ist das Auge der Madonna klar und durchsichtig, läßt aber zugleich auf den Grund einer Seele schauen, in der sich eben so leicht die Erde, wie der Himmel wiederspiegeln könnte. — Es wird dies,' fuhr Andrea fort, ‚die letzte Bemängelung sein, die eines deiner Werke trifft; damit dir aber diese meine letzte Unterweisung stets im Gedächtniß bleibe, so' — und nun raffte der Meister seine letzte Kraft zusammen — Leonardo aber überrieselte ein kalter Schauer — das Meisterwerk aber lag vor Leonardo's Füßen, — Andrea hatte es in zwei Stücke von oben bis unten zerrissen. Der sterbende Künstlergreis aber sagte ganz gelassen: ‚So, mein Leonardo, — in Zukunft wirst du deine Schöpfungen nie mehr zu Trägern menschlicher Leidenschaften machen. Sollen deine Werke das Urtheil echten Kunstsinnes zu allen Zeiten erlangen, sollen sie unsterblich werden, so magst Du durch dieselben nie den Sinnen oder vielmehr der Sinnlichkeit schmeicheln; denn unedle Beweggründe sind Eiterbeulen der Kunst.' — Bei diesen letzten Worten, die Andrea gesprochen, war bereits seine Stimme bis zu einem leisen Lispeln herabgesunken und beim letzten Worte fingen seine Augen bereits zu brechen an. Leonardo aber erfaßte die erkaltende Hand seines ge-

liebten Meisters und sagte mit thränenden Augen: ‚Meister, geliebter Meister, ach, willst du mich denn wirklich verlassen!‘ Noch einmal öffnete Andrea seine schon halbgeschlossenen Augen und seine bleichenden Lippen flüsterten leise aber doch noch wohl vernehmlich: ‚Mein Sohn, du hast über dich selbst gesiegt, Gott helfe dir weiter!‘ Und er fuhr noch leiser fort: ‚Bleib' allezeit so brav und gottesfürchtig, wie bisher! — Solltest du aber einmal in des Künstlerlebens größter Noth dich befinden, dann rufe nur: Andrea! — alsdann werde ich‘ — und das war sein letztes Wort. Andrea war eine Leiche.“

Frau Jeanette erzählte weiter: „Leonardo aber kniete noch lange schluchzend am Todtenbette des Meisters und knieend gelobte er, sein Leben lang des geliebten Meisters weise und fromme Lehre befolgen zu wollen.“

„Er hielt auch sein Wort,“ fügte der Abbé bei, „denn als Leonardo später, um nur Eines seiner Kunstwerke zu erwähnen, sein berühmtes heiliges Abendmahl malte, wie oft sank er, wie seine Biographen erzählen, während der Arbeit vor dem Kruzifixe nieder und betete mit Inbrunst um den Beistand Gottes. Da wurde er aber auch jedesmal wie verklärt; ja er kam oft in eine förmliche Extase, so daß ihn die Mönche des Dominikanerklosters Santa Maria della Grazie, für deren Refektorium er auf Befehl des Her-

zogs von Florenz Ludovico Sforza das genannte Bild malte, — einmal sogar auf der Schwelle der Refektoriumsthüre regungslos liegen fanden."

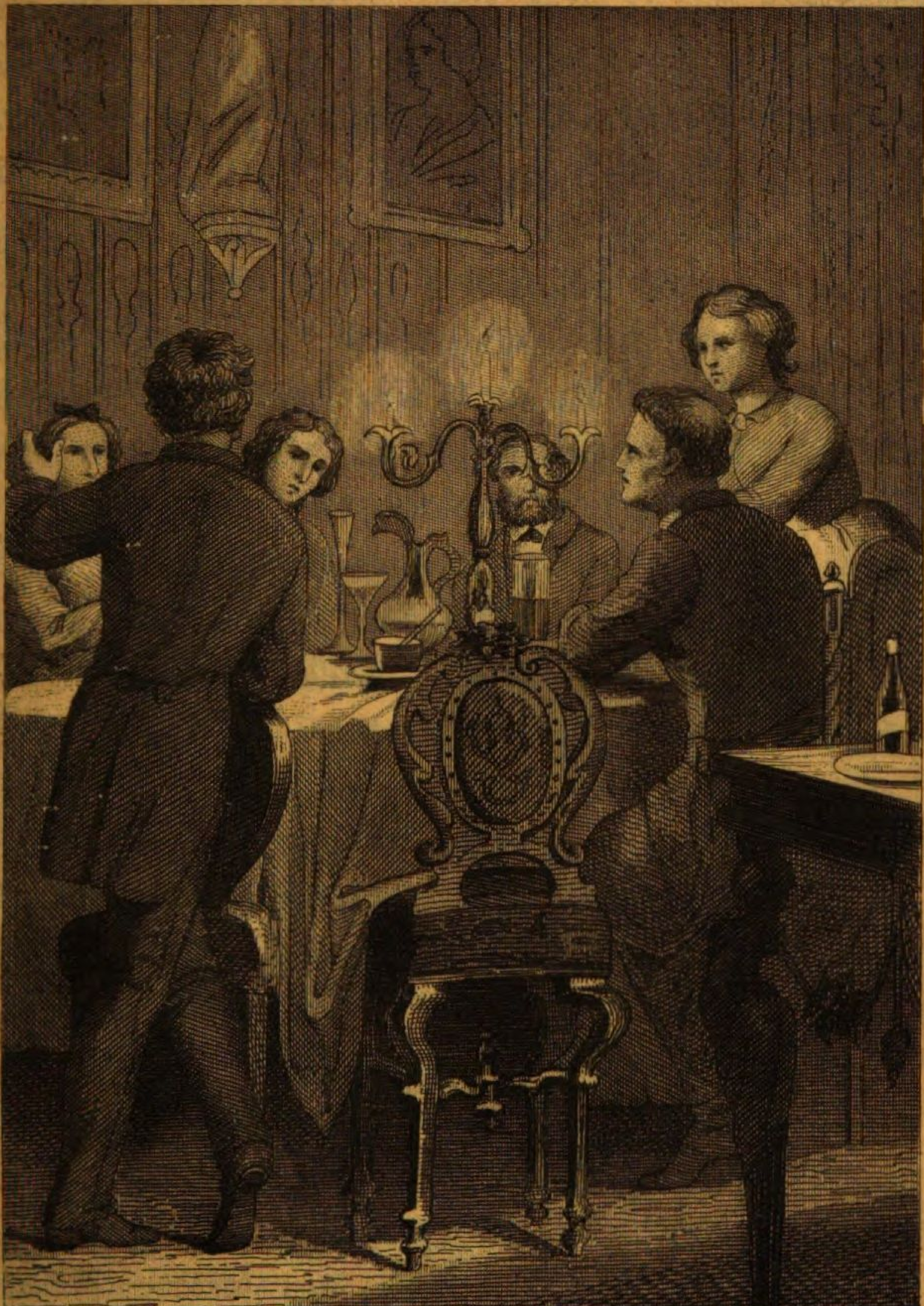
Es würde vielleicht die Leser ermüden, wollten wir hier noch die ganze wunderbare Legende von dem Ursprunge und der Vollendung dieses unsterblichen Kunstgemäldes, wie sie einer der andern anwesenden Gäste erzählte, wiedergeben. — Wir bemerken nur noch, daß die geistreiche Gesellschaft bis tief in die Nacht hinein von den alten unsterblichen Künstlern Italiens sich nicht zu trennen vermochte. Der Abbé Thibois gab endlich das Zeichen zum Aufbruche, die andern folgten. Zuvor aber machten sich sämmtliche Anwesende das gegenseitige Versprechen, am nächsten Sonntage wieder vollzählig erscheinen zu wollen.

XIV.

Fortsetzung der Kritik über die Malerkunst und ihre Meister.

> Als ich dieses Bild gemacht,
> Hab' ich nicht an Ruhm gedacht;
> Nur zu Gottes Ehr' und Lust
> Trug ich es in tiefer Brust.
> Staudenmaiers Geist des Christenthums.

Therese, die in Folge einer getroffenen Verabredung von der alten Dienerin Babette nach Hause begleitet wurde, war ganz vergnügt über den geistigen Genuß im Hause Varnés. Fast ohne Unterbrechung arbeitete sie die ganze Woche hindurch an ihrer Staffelei; denn sie war nun ganz begeistert für ihren schönen Beruf. Die herrlichen italienischen Vorbilder der Malerkunst schwebten ihr beständig vor Augen; sie sympathisirte ja mit ihnen, denn auch sie besaß eine reine Seele, einen schlichten und geraden Charakter und war vom Genius



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Glaubrecht, das Mädchen von Grenoble.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

der Kunst durchdrungen. Sie malte ja auch aus reiner Liebe zur Kunst und wollten wir auch das als Eigennutz ansehen, daß sie aus Liebe und Dankbarkeit malte, um einst die Ehre ihres Vaters zu retten, so ist dieses gewiß der verzeihlichste und reinste Eigennutz, den es überhaupt geben kann. — Nächsten Sonntag erfüllte Therese wie immer ihre religiösen Pflichten, d. h. sie wohnte sowohl dem Vormittags- als Nachmittagsgottesdienste mit Andacht und Auferbauung bei; Abends fand sie sich wie die Woche zuvor, im Hause Varnés ein. Nach einigen eingenommenen Erfrischungen kam zuerst die Sprache auf die französische und spanische Schule der Malerkunst. Mehr Interesse fand Therese an der Kritik über die sogenannte ober- und niederdeutsche Schule. Abbé Thibois führte größtentheils das Wort und sagte unter anderm: „Ehe man noch im übrigen Europa daran dachte, die schönen Künste ernstlich auszubilden, war die Kunst hauptsächlich auf das Morgenland und namentlich auf die Hauptstadt des byzantinischen Reiches, Constantinopel, beschränkt. Als aber die Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche sich immer mehr ausbildete und das Morgenland vom lebendigen Baum der katholischen Kirche sich gleichsam ablöste und wenn auch nicht gerade wie ein todter Ast verdorrte, so doch erstarrte; so erstarrte in Constantinopel zugleich eine der schönsten Früchte des lebendigen Glaubens, die heilige Malerei. Die Bilder der griechischen Künstler wurden immer ein-

förmiger und steifer, die Gestalten verkümmerten, da sie alle nach einer erstarrten steifen Norm gearbeitet wurden, zu förmlichen Mumien. — Die Gesichter der Heiligen auf den Bildern waren nicht mehr lebendig, nicht mehr verklärt; sie waren alle braun gefärbt."

Frau Luise unterbrach den Abbé: „Entschuldigen, hochwürdiger Herr, daß ich so frei bin, eine Frage zu stellen, zu der Sie mir selbst die Veranlassung gegeben haben. Sie erwähnten die braune Färbung der Gesichter auf den Gemälden der griechischen Kirche, hat das wohl auch auf das erhabene Antlitz der heiligen Mutter des Herrn Bezug; denn ich selbst habe in manchen Kirchen und namentlich in einer sogenannten Lorettokapelle Madonnenbilder mit schwarzbraunem Antlitze getroffen, während wir doch die heilige Jungfrau Maria von den berühmtesten Künstlern mit weißer lebendiger Gesichtsfarbe abgebildet finden."

„Allerdings", erwiederte der Abbé, „ist das auch bei vielen Muttergottesbildern der Fall. Die sogenannten Loretto-Muttergottesbilder sind noch Ueberbleibsel oder richtiger gesagt, ein Andenken an den sogenannten byzantinischen Styl. Nichts destoweniger sind und bleiben auch die schwarzen Muttergottesbilder den Gläubigen ehrwürdig, wenn auch die Farbe nicht lebendig, vielmehr mumienartig ist. Sind uns ja auch schwarze Kupferstiche von Heiligenbildern lieb und ehrwürdig."

Nun stellte aber Therese die Frage: „Wie kamen aber die griechischen Maler auf den Gedanken, gegen alle Ueberlieferung die heiligste Jungfrau mit braunem oder gar schwarzem Antlitze zu malen?“

Der Abbé erwiederte: „Sie wollten dadurch dem Fehler entgehen, in den so viele selbst berühmte Meister verfallen sind, die die Gesichter der Heiligen und namentlich das Antlitz der heiligen Jungfrau Maria viel zu weltlich und sogar der Sinnlichkeit schmeichelnd malten; und verfielen bei diesem Streben wieder in einen andern vielleicht ärgeren Fehler, in den des Unnatürlichen und Starren. Auch in Frankreich und Deutschland,“ fuhr der Abbé fort, „behielt man fast bis in's zwölfte Jahrhundert zum Theile diese eigenthümliche braune Malerei der Byzantiner bei, bis Johannes van Eyck endlich Bahn brach.

„Ach, Johannes van Eyck“, rief Jeanette aus, „diesen Namen habe ich schon öfters gehört und es wird gewiß alle Gäste sehr interessiren, Ihr Urtheil, Herr Abbé, über diesen berühmten Künstler zu hören.“

„Madam“, erwiederte der Abbé, „Sie erweisen mir eine unverdiente Ehre; ich begnüge mich damit, andern die Ehre eines richtigen Urtheiles über Johannes van Eyck zu überlassen, die den großen Künstler also geschildert haben: Johannes van Eyck war ein großer Meister seiner Kunst, er hat sie, nachdem sie tief gesunken war, zu einer mächtigen Höhe erhoben. Seine Gemälde

waren keine bloßen Nachahmungen griechischer oder römischer Muster; sie gingen ganz allein aus seinem eigenen Innern hervor, sie waren der vollendete Ausdruck seines lebendigen Glaubens und seiner innigen Gottesliebe. Es lag ihm weniger an der sinnlichen Schönheit und an der bloßen Form seiner Kunstwerke, als vielmehr an der wahren und ewigen Schönheit. Auch sind seine unsterblichen Werke nicht auf den äußern sinnlichen Eindruck berechnet, dafür aber haben sie das Eigenthümliche an sich, die Frömmigkeit des Gemüthes und die Heiligkeit der Seele zu fördern. Aus allen seinen Schöpfungen strahlt hervor die Gottinnigkeit seines ganzen Lebens, ja sie leuchtet sogar aus allen Geberden, Zügen und Stellungen der Haupt- und Nebenfiguren hervor. Das Nämliche gilt überhaupt von den meisten Meistern der damaligen Zeit."

Herr Varné setzte bei: „Johannes van Eyck befreite auch die damalige Kunst von der Beschränkung, nur auf starrem Goldgrunde zu malen; er brachte wieder den blauenden heiteren Himmel, die reine Luft, das sprudelnde und fließende Wasser, mit einem Worte, den grünen lebendigen Born des Lebens in seinen Schöpfungen zur Geltung, so daß sich mit Recht von ihm singen und sagen läßt:

Seine Bilder, sie leben
In herrlichen Blumen und Blüthen,
Berge und Hügel, sie streben,
Leben und Pracht zu behüten.

Doch das ist nur Zierde und Gruß
Aus des frommen Johannes Guß.
Die Figuren der Bilder erst schafft
Seine gläubige Künstlerkraft.
So lieblich,
So göttlich.

J. G.

Einer der anwesenden Gäste, der heute zum ersten Male an der Abendgesellschaft sich betheiligte, erwähnte gelegenheitlich, wie er auf seinen Ferienreisen auch nach München gekommen und dort in der alten Pinakothek einige Kunstgemälde, so namentlich eines, das Maria und ein anderes, das Johannes den Täufer vorstellt, gesehen, die nach der obigen Schilderung, wenn auch nicht von Johannes van Eyck selbst, doch in seinem Style gemalt seien; eben so habe er dort in demselben Style und aus derselben Zeit noch einige Bilder von wunderlieblicher Anmuth bewundert und zwar: „Marias Vermählung, Maria Verkündigung und Maria Himmelfahrt, die der niederdeutsche Künstler von Meckenem gemalt.“

Der neue Gast, der auf seine Reise nach Deutschland Anspielung machte, war der Bruder der Frau Jeanette von Delleroux, Namens Adolph Germeneuil und sah seiner Schwester sehr ähnlich. Er hatte seine höheren Studien bereits vollendet, war ein sehr gebildeter junger Mann und angehender Rechtsfreund. Um sich in seinem Fache praktisch auszubilden, nahm er

Praxis bei einem der berühmtesten Advokaten in Paris. Die Blicke aller Anwesenden waren augenblicklich auf den jungen Mann gerichtet, denn von einem angehenden Advokaten hätte keiner eine so besondere Vorliebe für die erhabene Kunst erwartet. Auch Therese, die dem Advokaten gegenüber Platz genommen hatte, bewunderte den jungen Kunstfreund, als er auf allgemeinen Wunsch weiter erzählte: „Ja, meine Herren und Damen, ich kann sie versichern, diese ausgewählte herrliche Bildersammlung in München hat in mir einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen und ich werde es nie bereuen, als geborner Franzose diese herrlichen Schätze Deutschlands in Augenschein genommen zu haben, die im germanischen Museum zu Nürnberg und in andern deutschen Städten, namentlich in München, dieser schönen an Kunstschätzen so überreichen Stadt förmlich aufgestappelt sind."

„O," fuhr er begeistert fort, „was sind das doch für köstliche Gemälde von Albrecht Dürer, wie seine „Geburt des Heilandes," sein „Petrus und Johannes," sein heiliger „Paulus und heiliger Markus."

Der Abbé ergänzte: „Von Albrecht Dürer und zwar aus seiner Blüthezeit haben wir auch die berühmten Passionsbilder, die er später auch in Holzschnitt ausführte und sie der Bewunderung und Erbauung der Nachwelt hinterließ. O, welch' ein tiefer, religiöser Gedanke und welch' ein Hineinleben in das Leiden des

Herrn prägt sich nicht in seinem „leidenden Heilande im Gefängnisse“ aus! — Man fühlt bei Betrachtung dieses einzigen Passionsbildes den unbeschreiblichen Seelenschmerz des als Gottmensch der höchsten Empfindung fähigen Heilandes gleichsam mit. Dieses in einer einzigen Figur zusammengefaßte Bild des an Leib und Seele leidenden Heilandes bildet gleichsam den Inhalt aller seiner vorhergehenden und nachfolgenden Passionsbilder. — Aber auch seine übrigen Passionsbilder sind bisher von keinem Meister übertroffen worden. Daher es denn kommt, daß alle späteren Künstler, die sich mit der Darstellung der sogenannten „Kreuzwegbilder“ befassen, dem Ideengange Dürers folgten und sich auch die äußern Costüme der beim Leiden Christi handelnden Personen zum Muster und Vorbilde nahmen. Ja, es ist fast auffallend, daß wir bis heutigen Tags keine andern Vorstellungen von den Kleidertrachten im alten Jerusalem zur Zeit Christi haben, als die, mit denen Albrecht Dürer und nach ihm andere mittelalterliche Maler ihre handelnden Personen bekleidet haben.

Die anwesenden Damen der Gesellschaft äußerten ihre Freude darüber, daß ihnen der Abbé über den ersten Meister der heiligen „Kreuzwegbilder“ Aufklärung gegeben. — Ein männliches Mitglied der Gesellschaft fragte nun Herrn Germeneuil: „Und welche alte Künstler aus dem Mittelalter haben Sie, mein Herr in München noch weiter kennen gelernt?“

Herr Germeneuil erwiederte: „Ich fand dort auch Gemälde von Holbein, von Hans von Kulmbach, von Cranach, von Van Dyck; von letzterem gefiel mir außerordentlich seine „heilige Familie.“ Auch vertiefte ich mich in einige Bilder von Rembrand und in mehrere von Rubens. Denn von diesem letzten besitzt die berühmte Pynakothek gegen fünfzig herrliche Gemälde, von denen seine „Verdammung der Sünder“ und seine beiden „das große und kleinere jüngste Gericht“ mich besonders zur Bewunderung hinrissen.*) Ich fand in München die niederländische**) und deutsche Schule sehr stark vertreten; auch einiges aus der sogenannten Altköllnischen Schule des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die zumeist Heilige, auf Goldgrund gemalt, vorstellen.

„Was mag wohl die Meister der Altkölnischen Schule auf die Idee gebracht haben, auf Goldgrund zu malen,“ fragte Frau von Delleroux.

---

*) Ein Theil der Rubens'schen Gemälde in der Pynakothek zu München stammt aus der Düsseldorfer Gallerie, wo noch bis zum heutigen Tage eines der großartigsten Bilder des Meisters den Saal des Akademiegebäudes ziert. Dieses großartige Bild stellt die Himmelfahrt Mariens vor. An diesem herrlichen Bilde erregt besonders das anmuthige Antlitz Mariens bei Künstlern und Nichtkünstlern allgemeine Bewunderung. Anm. d. Verfassers.

**) Einer der vorzüglichsten Häupter dieser Schule ist der obengenannte Van Dyck, den die Engländer den Fürsten der Maler nennen und ihn sogar Raphael vorziehen. Anm. d. Verf.

Der Abbé erwiederte: „Wahrscheinlich führten die ältern deutschen Künstler ihre Bilder deßwegen auf Goldgrund auf, damit sie sich in ihrer ganzen Reinheit abheben und so recht plastisch den Blicken der frommen Beschauer entgegen treten könnten. Statt aller Staffage ist dann gewöhnlich ein Teppich der schönsten Frühlingsblüthen unter die Füße der Heiligen gelegt, gleichsam ein Symbol ihrer frischen Tugenden." *)

„Was fandest Du in München," fragte der Arzt Delleroux seinen Schwager Germeneuil, „von italienischen Meistern?"

„Einige gute Gemälde von Corregio, Allegri, Tintoretto**), Ludovico Caracci, Tizian und andern."

Herr Varné fiel fast begeistert Herrn Germeneuil in die Rede: „Ah, Tizian, das ist ja im eigentlichen Sinne der Vater der Portraitmalerei."

„Wohl", fügte der Abbé bei, „aber er hat auch in andern Fächern sogar Ausgezeichnetes geleistet. So

---

*) Vergleiche „historisch politische Blätter," 68. Bd. 6 Heft., S. 518.

**) Tintoretto, ein Schüler Tizians. Seine Gemälde, wie z. B. „die Hochzeit zu Canna" in der Kirche S. Maria della Salute zu Venedig, fesseln bezaubernd den Kunstfreund durch die seltene Glut und Wahrheit der Farben und eine lebhafte Darstellung der verschiedenen Charaktere und Leidenschaften. A. d. V.

hat er für das Kloster Escurial ein fast unübertroffenes „heiliges Abendmahl", und für eine Kirche in Mailand einen „Christus mit Dornen gekrönt", gemalt. Für dieses letztere Kunstgemälde kann es keinen treffenderen Ausdruck geben, als „dieser dornengekrönte Heiland ist wahrlich himmlisch."*)

Der junge Germeneuil fuhr fort zu erzählen. „Am allermeisten interessirten mich die ewigen Kunstschöpfungen des kindlich frommen Raphael, als: „seine heilige Cäcilia, seine Madonna mit dem Kinde, dann die heilige Familie in einer schönen Landschaft." Auch von Leonardo da Vinci und von Andrea del Sarto, Perugino und Francia fand ich dort gute Gemälde. Herr von Delleroux meinte: Die meisten Raphaëlischen Madonnen und andere berühmte Schöpfungen italienischer Meister finden sich wohl in Paris und in den Niederlanden; doch das setzen wir für uns Franzosen als etwas Bekanntes voraus."

„Und von französischen Künstlern," fragte der Abbé etwas sarkastisch, „was haben Sie von diesen in München gefunden?"

---

*) Eine der herrlichsten Schöpfung Tizians, des Zauberers der Farben ist seine „Himmelfahrt Maria's" in der Gallerie der Akademie der Künste zu Venedig. In diesem Bilde ist zugleich ausgeprägt die himmlische Erhabenheit und Schönheit, wie nicht minder die wunderbare Innigkeit und hohe Würde der heiligen Gottesmutter. Anmerk. des Verfassers.

„Leider", erwiederte Germeneuil, „daß ich es zu unserer Schande sagen muß, wenig, — sehr wenig und das kaum der Erwähnung werth, so „von Viviens" Fenelons Portrait und allenthalben Poussin's „Anbetung der Hirten" und wenn ich mich recht erinnere, auch ein hübsches Heiligenbild von Paul de la Roche."

„Nun ja", sagte der Abbé, „was Kunst allein betrifft, haben die Italiener, was Künste und Wissenschaften zugleich anbelangt, haben uns die Deutschen längst den Vorrang abgelaufen." Er fuhr fort: „Die Werke der früheren italienischen Meister und der älteren deutschen Künstler werden immer unsterblich bleiben, eben weil sie sich das Höchste, das Göttliche, also das Unsterbliche, das keiner Mode unterliegt, zum Gegenstande ihrer Kunstthätigkeit auserwählten. Alltägliche Genrebilder, die noch dazu, wie es bei den meisten französischen Künstlern der Fall ist, nur durch den Reiz der gemeinen Sinnlichkeit zu bestechen suchen, werden eben so vergänglich sein, wie die Objekte, die sie darstellen."

Varné, der als geborner Deutscher für die deutsche Kunst sich besonders interessirte, bat um's Wort: „Entschuldigen Herr Abbé, wenn ich mir erlaube zu bemerken, daß auch die neuern deutschen Künstler allen andern Nationen in der wahren Kunst voranschreiten. Wir dürfen nur die Namen eines Overbeck und eines Cornelius nennen, die wie hellleuchtende Sterne am Kunsthimmel der Gegenwart glänzen."

„Sie haben recht," sagte Herr Germeneuil, „denn welch' herrliche Gemälde haben nicht die jüngsten deutschen Künstler geschaffen, ich erwähne beispielsweise Kaulbachs „Zerstörung Jerusalems", ein unsterbliches Werk. Wie vortrefflich nimmt sich auf diesem etwa achtzehn Schuh hohen und zwanzig Fuß breiten Oelbilde die von den Engeln geleitete Gruppe zur rechten Hand aus! — Wie majestätisch und erschütternd erscheint namentlich beim hellen Scheine der Mittagssonne im Halbdunkel der Ludwigskirche zu München „das jüngste Gericht", das vielleicht bedeutendste Freskogemälde des berühmten Cornelius, das einige sechzig Fuß hoch und fast vierzig Fuß breit ist. — Wie lieblich endlich ist Overbecks „Maria und Elisabeth" neben seinen bekannten Bildern: „Italia und Germania" in der Pynakothek zu München. Varné, der vor einem Jahre erst eine Reise nach Deutschland unternommen hatte, erinnerte nun auch an die herrlichen Freskogemälde in den Münchner Loggien (Bogengängen) nach Cornelius, und darunter insbesondere an die der Kuppel „die Religion in Verbindung mit der Kunst", weiter an „Bernard von Clairveaux predigt einen neuen Kreuzzug;" dann an „Fra Angelico's da Fiasole Einkleidung als Dominikanermönch, weiter, wie er als armer Klosterbruder in seiner Zelle malt und dann von Papst Martin V. den Segen empfängt, wie er dem Herzog Cosmus von Medici zu Florenz den Plan des St. Marcusklosters vorlegt und schließlich, wie dieser große

Meister der Kunst die ihm angetragene erzbischöfliche Würde ablehnt. Diese herrlichen Freskogemälde," fuhr Varné fort, „stellen, um sie nicht alle einzeln anzuführen, überhaupt die Geschichte der Malerei im Mittelalter dar und ihre vorzüglichsten Meister in Italien, Deutschland, den Niederlanden und Frankreich. Zum Ueberflusse verdienen noch erwähnt zu werden einige andere Freskogemälde in den Loggien, die nicht in die obengenannte Kathegorie gehören, wie: „Carl Martells Sieg über die Sarazenen"; oder „wie der heilige Bonifazius, der Apostel der Deutschen das Christenthum predigt"; dann „Meister Wilhelm von Cöln und seine Erscheinung der heiligen Mutter Gottes. — Desgleichen Johann Remlings Vision vom letzten Gerichte. Hans Holbein erscheint in dem Momente dargestellt, wie ihm die heilige Jungfrau selbst erscheint, um ihn zu befähigen, damit er die große Aufgabe zu lösen im Stande wäre, ihr Portrait zu malen. Es ist dieses eine herrliche Anspielung auf sein berühmtes Madonnabild in der Bildergallerie zu Dresden. Varné hatte geendet.

Der Abbé aber warf ein: „Herr Varné, sie haben in der Geschichte der Malerkunst, an die die Freskogemälde in den Loggien in München erinnern, auch nicht die geringste Erwähnung gemacht von den älteren französischen Künstlern; und so ganz arm ist unsere Kunstliteratur doch nicht; denn wenn wir auch in dieser Art den Italienern und Deutschen nachstehen, so gehen wir

doch wieder andern Nationen Europas voraus. Ich erinnere hier nur an Gelée, auch unter dem Namen Claud Lorrain (Claudius von Lothringen) bekannt. Dieser berühmte Maler hat sich, wie bekannt von einem einfachen Holzschneiderlehrling, dann spätern Farbenreiber und Küchenjungen des Landschaftsmalers Agostino Tosti einzig durch sein Genie und ernstes tiefes Studium zu einem der berühmtesten Landschaftsmaler emporgearbeitet; so daß alle großen Bildergallerien Italiens, Frankreichs, Spaniens und Deutschlands schätzbare Werke seines unübertrefflichen Pinsels mit schwerem Gelde an sich gebracht haben. Man erzählt von Claud Lorrain, daß Papst Clemens XI. ihm für ein kleines Landschaftsbild „das Wäldchen der Villa Madama,“ wenn es dem Meister verkäuflich gewesen wäre, so viel Goldstücke bot, als auf der Fläche des Bildes Platz gehabt hätten. Und das darf uns gar nicht Wunder nehmen. Denn seine Kunst ging so weit, daß der Maler die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tages und die sanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel der grünenden Bäume sanft hinspielen und in das Gemurmel eines unter kühlendem Schatten der Hügel und Sträuche sich hinschlängelnden Baches flüsternd einstimmen, täuschend darzustellen wußte. Dunkel beschatteten Stellen verstand er sogar eine thauige Feuchtigkeit zu geben, welch' letzteres lange Zeit für unnachahmlich galt.“

Varné erwiederte: „Vergebung, hochwürdiger Herr,

daß ich fast auf diesen großen Künstler französischer Nation vergessen hätte. Auch er hat seinen Ehrenplatz in der Kuppel der Loggien."

Der Abbé: „Darf ich Sie, Herr Varné, noch erinnern an Eustach le Suer, einen gebornen Pariser, der seinen Meister Simon Vouet sehr bald übertraf. Seine Zeichnungen zeugen von einem feinen und gebildeten Geschmack, seine Darstellungen sind prachtvoll und doch einfach edel dabei. Seine Ideen sind erhaben, sein Ausdruck bewunderungswürdig; alle seine Pinselstriche haben eine eigenthümliche Feinheit und Frische. Und, was ihn am meisten unter den französischen Malern auszeichnet; er besaß einen einfachen, rechtlichen Charakter und war ein frommer Maler."

Varné erwiederte: „Ja, ich erinnere mich, auch Le Suer hat seinen Platz in den Münchener Loggien gefunden. Das liebliche Freskogemälde stellt den Künstler dar, wie er von Mönchen umgeben noch zur Nachtszeit in seinem künstlerischen Schaffen begriffen ist."

Der Abbé: „Die Szene in den Loggien wird eine Anspielung sein auf seine herrlichen Gemälde, die er für das kleine Karthäuserkloster in Paris malte."

Varné: „Ich bin derselben Ansicht und habe Le Suer nur aus dem Grunde nicht erwähnt, weil ich bei allen anwesenden Gästen als gebornen Franzosen die Kunstwerke Sueurs als bekannt voraussetzte; namentlich seine zweiundzwanzig Schilderungen aus dem Leben des

heiligen Brunos, worunter „der Schlummer des Heiligen, seine Weigerung die Bischofswürde anzunehmen und insbesondere der Tod des heiligen Bruno in den Einöden Calabriens.“*) Das Hauptwerk Le Sueurs bleibt aber immer jenes, welches den heiligen Paulus darstellt, wie er zu Ephesus den christlichen Glauben predigt.“

Der Abbé setzte bei: „Le Sueurs Werke haben eine so allgemeine Anerkennung gefunden, daß noch bis zum heutigen Tage, obwohl Sueur bereits im Jahre 1655 zu Paris gestorben, Kupferstecher und neuere Künstler nach seinen hinterlassenen Werken arbeiten. — Es trat nun eine kleine Pause ein, die der kunstliebende Germeneuil mit den Worten unterbrach: „In den Loggien zu München ist auch das Andenken des französischen Malers Nicolaus Poussin in zwei Freskogemälden erhalten. Diese stellen vor: „Nicolaus Poussin und seine Schule in Rom“; und „Schutz vor Neid“. Das letztere Freskogemälde ist wahrscheinlich eine Anspielung auf seine vielen Feinde, die er unter den damaligen Pariser Malern zählte, als er vom Cardinal Richelieu unter König Ludwig XIII. aus Italien, wo er seine Kunststudien gemacht hatte, nach Paris berufen wurde, um die große Gallerie des Louvre zu zieren.“

*) Noch in letzter Zeit ließen Kunstvereine, wie der zu Prag in Böhmen, als Prämienbilder „Szenen aus dem Leben des heiligen Bruno“ nach Suers in Stahl stechen. Anm. d. Verf.

Der Abbé fügte bei: „Zu Zeiten Ludwigs XIII. war bekanntlich der Kunstgeschmack der Franzosen bereits verdorben, er war nur mehr auf das Glänzende und Blendende gerichtet. Darum fand Poussin, der gegen die ganze französische Schule unter Jacques Fouquier und gegen den verdorbenen Geschmack derselben zu kämpfen hatte, nicht jene Anerkennung in Paris, die er so sehr verdient hätte. Denn, obwohl ihm Ludwig XIV. später den Titel und Gehalt des ersten Malers von Paris zutheilte und er zugleich mit Le Sueur und Mignand die Zierde einer neueren besseren französischen Schule wurde, so kehrte er doch der ewigen Anfeindungen von Seite seiner Rivalen in der Malerkunst müde, bald wieder nach Rom zurück, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Seine Werke, „die sieben heiligen Sakramente", eine vortreffliche Reihenfolge von Gemälden, die „Sündfluth", „die Einnahme Jerusalems", „die Pest der Philister", „Rebekka, „die Ehebrecherin", „Moses Wasser aus dem Felsen schlagend" und viele andere sind allseitig als berühmte Kunstwerke anerkannt und finden noch bis heutigen Tages Nachahmungen jeder Art. — Hier trat abermals eine längere Pause ein, bis einer der anwesenden jungen Künstler, Herr Launay bemerkte: „Herr Abbé, Sie haben, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, am heutigen Abend unter anderm auch die für mich neue Behauptung aufgestellt, daß nur jene Gemälde unsterblich bleiben, deren Vorwurf das Höchste, das Göttliche selbst ist und haben

es auch theilweise bewiesen; indem Sie es selbst an französischen Künstlern nachwiesen, daß nur jene von ihnen, die sich erhabene, ja heilige Gegenstände zum Objekte ihrer Kunstthätigkeit erwählten, einen unvergänglichen Ruhm erlangt haben, wie Le Sueur, Lorrain und Poussain. Ich muß Ihnen zum großen Theile beistimmen, theilweise bin ich jedoch einer andern Meinung.

Der junge Mann, der vom verkehrten französischen Geschmacksinne seiner Zeit etwas befangen war, suchte seine Gegenbehauptung durch einige Beispiele von berühmten Malern, worunter auch einige der obengenannten, die sich auch andere Gegenstände aus der Natur oder aus der Geschichte zu künstlerischen Ausführungen wählen, zu begründen. Es entspann sich darüber in der Gesellschaft eine längere Debatte, mit der wir die Leser nicht ermüden wollen. Zum Schlusse einigte man sich dahin, daß nur würdige, seien es nun religiöse oder andere historische Objekte, die auch würdig und rein ausgeführt werden, Anspruch auf Unsterblichkeit haben und daß die sogenannte Genremalerei (Landschaften und andere Malerei) *), immer nur eine der historischen Malerei untergeordnete, wenn auch würdige Stellung einnimmt.

*) Hieher gehören auch die sogenannten Stillleben-Bilder, Fruchtstücke, Studienköpfe und dergleichen mehr. A. d. V.

XV.

Die Verlobung und Resignation.

Und nun fahr' wohl, ich muß dich meiden.
Amaranth.

Wir wollen uns nicht länger mit den Barné'schen Abendzirkeln befassen, die abwechselnd theils bei Herrn Barné, theils bei Herrn von Delleroux statt fanden. Müssen jedoch beifügen, daß Frau von Delleroux sich zu Therese ihres liebenswürdigen Charakters wegen von Tag zu Tag mehr hingezogen fühlte. Ein Gleiches war auch bei Therese Müller der Fall. Aus dieser gegenseitigen Zuneigung entwickelte sich bald ein intimes Freundschaftsverhältniß zwischen Jeanette und Therese, das Verbindungsglied zwischen beiden bildete, wie wir bereits wissen, Frau Barné. Bei Beginn der schönen Jahreszeit sah man nicht selten alle drei Damen in liebenswürdiger Eintracht gemeinschaftlich lustwandeln;

in den gewöhnlichen Abendzirkeln aber war selten eine ohne die beiden andern zu sehen. Durch den öftern Verkehr der jungen Künstlerin Therese im Delleroux'ischen Hause lernte auch der junge Advokat Germeneuil Therese von der besten Seite kennen, denn sie vereinigte alle Eigenschaften, die eine junge Dame zu empfehlen im Stande sind. Bei ihrer allseitigen Bildung und vielen Kenntnissen war Therese trotzdem äußerst bescheiden und anspruchslos im Umgange, gefällig und zuvorkommend gegen Jedermann und dabei von sehr sanfter Gemüthsart. Und wenn wir sie auch keine besondere weibliche Schönheit nennen dürfen, so besaß sie doch ein angenehmes Aeußere und ihre sanfte reine Seele schien durch die äußere Hülle des Körpers zu strahlen und verklärte die ohnehin nicht häßlichen Züge ihres sanft lächelnden Gesichts. Auch Germeneuil fühlte sich bald zu Therese hingezogen und suchte gerne ihre Gesellschaft. Frau Jeanette, die in dieser Art einen besondern Scharfsinn besaß, blieb die Zuneigung des Bruders zu ihrer liebenswürdigen Freundin nicht lange ein Geheimniß. Sie hatte dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Hatte ja doch ihr Bruder bereits seine Advokatenpraxis vollendet und sich in Paris eine eigene selbstständige Advokatenkanzlei eingerichtet und mußte nun daran denken, sich eine eigene Haushaltung zu gründen. Von ihrer Freundin Therese aber war sie überzeugt, daß sie alle Eigenschaften in sich vereinige, die einen jungen Mann glücklich machen könnten. Mit

Einwilligung ihres Bruders, dem sie ein aufrichtiges Geständniß seiner Liebe zu Therese entlockte, spielte sie von dieser Zeit an die Rolle einer uneigennützigen Vermittlerin zwischen Germeneuil und Therese. Und zu ihrer großen Freude zeigte auch Therese keine Abneigung gegen den jungen Advokaten. Und nun eiferte Frau Delleroux selbst den Bruder an, damit er im Ernste um Theresens Hand anhalte. Der junge Advokat erfüllte gerne den Wunsch der Schwester. Therese erröthete über diesen Antrag, bat sich aber zugleich einen Aufschub von einem halben Jahre aus. Jeanette und Germeneuil waren über diese Antwort betroffen und unbefriedigt zugleich. Als Grund der Verzögerung gab Therese an, daß sie ein größeres Gemälde in Arbeit habe, das sie zuvor vollenden müsse. Dieser Grund konnte weder Germeneuil noch seine Schwester zufrieden stellen; denn das angefangene Gemälde konnte sie ja auch als Frau Germeneuil zur Vollendung führen. — Es mußte also noch ein anderer Grund vorhanden sein. Jeanette bat die Freundin um nähere Aufklärung; letztere aber erwiederte: „Meine vielliebe Freundin, dringe nicht weiter in mich, ein Geheimniß zu offenbaren, das an und für sich unschuldig, aber doch vor der Hand ein Geheimniß bleiben muß. Mit dieser offenen Erklärung hatte Therese jeder weitern Zudringlichkeit die Thüre abgesperrt. Jeanette, die man von einer gewissen weiblichen Neugier nicht ganz freisprechen konnte, zog nun allseitig Erkundigungen ein, doch ohne den geringsten

Erfolg. Bei Gelegenheit dieser geheimen Nachforschungen kam Jeanette zufällig in Kenntniß, daß ihre Freundin Therese bei dem Notar Loniay eine Geldsumme nach und nach hinterlegt habe, die sich, wie Herr Varné, der zuweilen im Hause des Notars verkehrte, bemerkte, bald die hübsche Summe von fünftausend Franks repräsentiren werde. Das Auffallendste war dabei, daß Therese niemals auch nicht im vertrautesten Kreise ihrer Freundinnen je eine Erwähnung von der bedeutenden Geldsumme gemacht hatte, die ihr zur Verfügung stand. Dem Leser ist es leicht, den Grund der Verzögerung und das Geheimniß Theresens zu errathen, wenn wir in Erinnerung bringen, daß letztere das dem sterbenden Vater gemachte Versprechen vorerst lösen, ehe sie sich durch ein zweites Gelöbniß binden wollte. Denn sie wußte ja nicht mit Gewißheit, ob es nach ihrer Verehlichung ihre neuen Verhältnisse gestatten würden, das Bild in der bestimmten Zeit zu vollenden und ob sie als Gattin ohne Wissen ihres Mannes und ohne Verdacht zu erregen, das nicht unbedeutende Honorar für das in Arbeit stehende Gemälde zu dem bekannten Zwecke werde verwenden können. Von dieser Zeit an war zwischen Jeanette und Therese eine gewisse Spannung eingetreten. Bei Germeneuil selbst war letzteres nicht der Fall; denn er war für Therese bereits so sehr eingenommen, daß er über ihre eigenthümliche Handlungsweise nicht weiter nachforschte. Endlich war das für Germeneuil lange halbe Jahr vorüber. Auch das

Bild war vollendet und der größere Theil des Honorars beim Notar hinterlegt und Germeneuil drang nun in Therese, ihr gemachtes Versprechen zu erfüllen. — Therese hielt Wort und schon am folgenden Sonntage sollte das Verlobungsfest gefeiert werden. Am genannten Tage wurde nämlich zugleich das Geburtsfest der Frau Delleroux gefeiert, zu dem sich in der Regel die Freunde und Bekannten des Herrn Delleroux zahlreich einfanden. Auch Jeanette's Vater, ein bejahrter pensionirter Officier und der Bruder desselben, ein würdiger Pfarrer in einem von Paris mehrere Meilen entfernten Dorfe hatten das schriftliche Versprechen gegeben, das häusliche Fest an diesem Tage mit zu verherrlichen. Man erwartete die beiden genannten alten Herrn um so sicherer, als ja der junge Advokat beide Vater und Onkel sehr dringend zu diesem Familienfeste geladen hatte und dabei die ausdrückliche Bemerkung einflocht, daß es sich diesmal noch um eine zweite sehr wichtige Sache handle, bei der ihre Anwesenheit unbedingt nothwendig sei. — Der von Germeneuil mit Sehnsucht erwartete Tag war endlich erschienen. — Im Hause des Herrn Delleroux hatte sich bereits eine Anzahl Freunde und Gäste eingefunden, doch die angenehmsten und dem Hause Delleroux am nächsten stehenden fehlten noch. Ein Brief vom Pfarrer Onkel unterzeichnet, brachte endlich die unangenehme Aufklärung des beiderseitigen Nichterscheinens. — Vater Germeneuil war durch plötzliche Erkrankung

im Hause seines geistlichen Herrn Bruders, letzterer aber eben aus dieser Ursache und dringender geistlicher Funktionen wegen abgehalten, dem Familienfeste beizuwohnen. — Die Freude des Tages wurde durch diesen unangenehmen Zwischenfall sehr getrübt. Das hinderte jedoch den jungen Advokaten nicht, Therese seinen Freunden und den anwesenden Gästen als seine Verlobte vorzustellen. Frau von Delleroux aber glaubte überzeugt zu sein, daß auch der abwesende kranke Vater gegen die übereinstimmenden Wünsche seiner beiden Kinder keine Widerrede haben werde und nahm es auf sich, selbst die nachträgliche Einwilligung des alten Germeneuil zu bewirken. Doch Jeanette hatte diesmal zuviel auf ihren Einfluß gebaut, den sie von jeher auf den Vater geübt hatte.

Am Verlobungstage noch ging ein Schreiben an Vater und Onkel zugleich ab, worin Jeanette die stattgehabte Verlobung ihres Bruders mit Therese Müller in warmen Worten schilderte. Das war natürlich für beide alte Herren eine Ueberraschung. Noch vor Verlauf einer Woche war der alte Germeneuil vollkommen genesen; sein Weg ging nun gerade nach Paris, um Näheres über den schnellen Entschluß seines Sohnes zu erfahren. Gleich nach den ersten Begrüßungen von Seite seines Schwiegersohnes und dessen Kinder sagte der alte Germeneuil zu seinem Sohn Adolph gewendet: „Es freut mich mein Sohn, daß Du Dich entschlossen

hast, Dir einen eigenen Haushalt zu gründen. Auch wirst Du wohl eine gute Wahl in Betreff Deiner künftigen Lebensgefährtin getroffen haben. So ist es wenigstens aus dem Briefe Deiner Schwester ersichtlich und ich wünsche Dir zu diesem wichtigen Lebensschritte den Segen des Himmels. Der junge Germeneuil athmete wieder leicht auf, ihm und der besorgten Jeanette schien ein schwerer Stein vom Herzen gefallen zu sein. — Doch der alte Germeneuil stellte wider Vermuthen eine Frage, welche dem Sohne sowohl als auch der Tochter eine augenscheinliche Verlegenheit bereitete. Er fuhr nämlich fort: „So sehr ich Dir, mein Adolph zur Wahl Deiner zukünftigen Lebensgefährtin Glück wünsche, so muß ich als für Dein zukünftiges Wohl besorgter Vater Dich doch an etwas erinnern. In eurem Briefe habt Ihr mir sehr viel Schönes und Lobenswerthes von Therese Müller geschrieben. Auch setze ich in Eure Aufrichtigkeit nicht den geringsten Zweifel; denn Ihr seid beide bisher immer gute Kinder gewesen und waret nie gewohnt, Euren alten Vater zu hintergehen. Im Briefe aber habt Ihr doch auf etwas vergessen.“

„Und das wäre,“ fragte verwundert Frau Delleroux?

Der alte Germeneuil: „Es ist darin nicht die geringste Erwähnung gemacht, ob Therese auch einer achtbaren Familie entstamme und das ist meines Erachtens noch eine Hauptsache.

Frau Delleroux und ihr Bruder wurden bei dieser Frage des Vaters, die er überdieß noch mit besonderem Nachdrucke betonte, überrascht und verlegen zugleich. Sich selbst eine solche Frage aufzuwerfen, daran hatten sie bei ihrer vorgefaßten Meinung für Therese nicht einmal gedacht. Die Sache schien um so bedenklicher, da sie beide den Vater nur zu gut kannten, dem als ehemaligen Militair die Ehre und die Reputation seines Hauses über alles ging. Nach einiger Ueberlegung sagte Frau Delleroux: „Vergeben Sie, Vater, daß wir auf diesen allerdings wichtigen Punkt vergessen haben, doch das soll bald wieder gut gemacht werden, Herr Varné, den Sie persönlich kennen, wird über Theresens Familienverhältnisse die besten Aufschlüsse zu geben wissen."

Der alte Germeneuil stellte sich vor der Hand zufrieden. Doch schon des andern Tages begab er sich zu Herrn Varné um Erkundigungen einzuholen. Für Herrn Varné, dem die Standesvorurtheile des alten Officier längst bekannt waren, war das eine heikliche Aufgabe. Seine Wahrheitsliebe ließ es nicht zu, den alten Germeneuil, seinen Freund, zu täuschen; die nackte Wahrheit zu sagen, konnte jedoch, soweit er den alten ehrgeizigen Soldaten kannte, nur zum Nachtheile Theresens ausfallen. Doch faßte sich Varné bald. Er berichtete über die Familienverhältnisse Theresens, was er mit gutem Gewissen und ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, sagen konnte; daß Therese Müller aus einer

sehr achtbaren Familie in Grenoble abstamme, ihr Vater aber durch Unglücksfälle in mißliche Verhältnisse gerieth, die erst mit seinem Tode in Paris endeten. — Doch diese Auskünfte waren nicht von der Art, daß sie den von Vorurtheilen befangenen Germeneuil zufrieden stellten. Er wollte Näheres über die Ursache der zuletzt mißlichen Verhältnisse des Hauses Müller erfahren. Da erinnerte sich der alte Soldat, daß einer seiner frühern Collegen, ein geborner Grenobler bei seiner erfolgten Pensionirung seinen Ruhesitz in Grenoble aufgeschlagen und sich vielleicht noch am Leben befinden dürfte, da er erst vor Kurzem in einem militärischen Handbuche dessen Namen gelesen hatte. Mit umgehender Post richtete er an den alten Freund einen freundschaftlichen Brief mit der dringenden Bitte, sichere Nachrichten einzuziehen über den vor mehreren Jahren nach Paris übersiedelten Kaufmann Müller und fügte noch bei, daß er ihn dadurch zu großem Danke verpflichten werde. Die Antwort, die in wenigen Tagen erfolgte, lautete:

„Lieber alter Freund! Es hat mich herzlichst gefreut, daß Du nach so vielen Jahren wieder einmal ein Lebenszeichen von Dir gegeben. Zugleich macht es mir ein großes Vergnügen, Dir einmal einen, wenn auch nur geringen Beweis unserer alten kameradlichen Freundschaft geben zu können. Kaufmann Müller, über dessen Verhältnisse Du Auskunft verlangst, war vor etwa zwölf Jahren ein in der Stadt und im

weiten Umkreise sehr geachteter Kaufmann in Seidenwaaren. Durch unglückliche Spekulationen und unvorgesehene Kalamitäten kam er um sein Vermögen und sah sich gezwungen, sich banquerott (zahlungsunfähig) zu erklären. Da er Ehrgefühl besaß, verließ er Grenoble und zog nach Paris. Ueber seine weitern und spätern Verhältnisse bin ich leider nicht in der Lage, Dir Aufschlüsse geben zu können."

Der alte Germeneuil las das Schreiben nicht bis zu Ende. — Mit einer gewissen Erregtheit und Hast eilte er in das Zimmer des jungen Advokaten und überreichte ihm den zerknitterten Brief mit den Worten: „Hier, hier, — lies selbst!" — Der junge Germeneuil überlas flüchtig das Schreiben und händigte es mit einer sichtbar erzwungenen Gleichgiltigkeit dem aufgeregten Alten wieder ein, ohne auch nur ein Wort dabei zu verlieren. Ueber dieses sonderbare gleichgiltige Betragen seines Sohnes wurde der Alte noch mehr erregt und sprudelte die halbabgebrochenen Worte: „Wie, wie, mein Adolph, Du kannst gleichgiltig bleiben bei der sichern Gewißheit, daß Deine angebliche Verlobte die Tochter eines, — Gott verzeih' mir die Sünde, — eines Banquerottärs ist; — vielleicht gar eines Schwindlers, eines Betrügers, der, nachdem er seine Gläubiger um ihr Vermögen gebracht, um der Schande und der gerechten Strafe zu entgehen, seine Vaterstadt flüchten mußte."

Der junge Advokat erwiederte gelassen: „Vergebung, mein Vater! Aus dem Briefe ist ja klar zu ersehen, daß Müller früher ein geachteter Kaufherr gewesen und — doch der Alte fiel ihm in die Rede: „Ah, pah, die meisten Banquerottärs waren anfangs geachtete Leute. Um so schändlicher ist es von ihnen, wenn sie später diese allgemeine Achtung und Zutrauen dazu mißbrauchen, um ihre Gläubiger um ihr sauer erworbenes Vermögen zu bringen und zuletzt flüchtig zu werden. Da hielte ich es in der That für ehrenhafter, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, um so dem ehrlosen Leben ein Ende zu machen."

„Vater, mein Vater!" rief der junge Advokat entsetzt aus: „Ist es möglich, daß mein sonst so christlich gesinnter Vater solche eines Christen unwürdige Worte auch nur denken, geschweige denn mit dem Munde aussprechen kann! Wird der Fallirte wohl dadurch seine Ehre retten, wenn er sich der Verzweiflung in die Arme wirft und sich auch noch, was das Schrecklichste ist, in's ewige Verderben stürzt!"

Der junge Germeneuil hatte noch nicht zu Ende geredet, da öffnete sich die Thüre und herein trat der geistliche Onkel, der alte Pfarrer, drückte dem Neffen mit Wärme die Hand, also sprechend: „Brav, mein Adolph, zweimal brav; Du machst der altchristlich katholischen Familie der Germeneuils keine Schande. Es freut mich dies um so mehr, da diese glaubensstarken

Worte aus dem Munde eines jungen Advokaten kommen, der nun schon einige Jahre in der Stadt des Unglaubens mitten im Getümmel einer glaubenslosen Welt verkehrt und doch seine christliche Gesinnung nicht über Bord geworfen hat. Der geistliche Herr war nämlich vor kaum einer Viertelstunde in Paris angekommen, um seinen Bruder und seine lieben Verwandten mit einem unerwarteten Besuche zu überraschen. Da die Thüre des Zimmers, in dem Bruder und Neffe konversirten, nicht vollständig geschlossen war, so hatte der Pfarrer die Unterredung zwischen seinen nächsten Verwandten zufällig gehört und trat nun unvermuthet in's Zimmer. Der alte Germeneuil war etwas betroffen: Es bemächtigte sich seiner ein gewisses Schamgefühl bei dem Gedanken, daß er das mehr ohne Ueberlegung als im Ernste gesprochene Wort: sich eine Kugel durch den Kopf jagen, gesagt und nun vor seinem geistlichen Bruder und dem eigenen Sohne betreffs seiner christlichen Gesinnung in ein schiefes Licht gestellt sei. Fast kleinlaut reichte er dem Bruder die Hand zum freundlichen Willkomm. Der Pfarrer aber sagte herzlich lachend: „Nun, Du alter Haudegen, was hat Dich denn wieder einmal so in Aufregung gebracht, daß Du, wenn ich recht gehört habe, von Bomben und Kugeln in den Kopf jagen gesprochen hast? — He!" —

Es entstand nun eine fatale Pause. Der junge Advokat mußte, um die dem Vater schuldige Ehrfurcht

nicht zu verletzen, sich Gewalt anthun, um trotz seiner Verstimmung seine Lachmuskeln in Zaum zu halten. Der alte Germeneuil aber antwortete ein wenig kleinlaut: „Ach, Alfanzereien, wie sie im Leben zwischen Eltern und Kindern häufig vorzukommen pflegen. Doch, damit Du es nur weißt, der Adolph hat sich mit einem Mädchen verlobt, dessen Vater vor Jahren Banquerott gespielt. Und das will meinem alten Soldatenkopfe nun einmal nicht eingehen, weil die Ehre unseres Hauses darunter leiden würde."

„Nun", erwiederte der Pfarrer, „Crida zu machen, ist allerdings nichts Ehrenhaftes, es ist ein öffentlicher Betrug, wenn es ein selbstverschuldeter oder wohl gar mit Absicht herbeigeführter Banquerott ist. Leider kommen heutzutage solche Fälle häufig vor und das ist sehr zu beklagen; darin stimme ich Dir vollkommen bei. Aber, hast Du denn auch Gewißheit darüber, daß der Vater des Mädchens den Banquerott verschuldet oder wohl gar absichtlich herbeigeführt hat? — Und selbst dann, wenn Letzteres der Fall wäre, kannst Du denn immer vom Vater auf die Tochter einen sichern Schluß machen?"

„Das zwar nicht", sagte der alte Germeneuil, „doch als Regel gilt noch immer das alte Sprüchwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

„Auch in diesem Punkte gebe ich Dir theilweise, wenn auch nicht ganz recht, doch Du scheinst der

eigentlichen Frage auszuweichen," antwortetete der Pfarrer.

„Ach, ich verstehe", fiel Germeneuil in die Rede, ich soll Dir einen Beweis liefern, daß der Vater des Mädchens einen verschuldeten Banquerott machte." Er griff nun in die Rocktasche und überreichte dem Bruder den uns wohl bekannten Brief. Der Pfarrer las das Schreiben mit Bedacht durch und stellte es dem Bruder mit den Worten zurück: „Aus dem Briefe geht ja gerade das Gegentheil von dem, was Du behauptest, hervor. Denn Müller wird darin als ein sehr geachteter Mann geschildert, der durch unglückliche Spekulationen und unvorhergesehene Unglücksfälle um sein Vermögen gekommen."

„Mag sein", meinte der alte Germeneuil, „wenn ich Dir auch als ältern und mehr wissenschaftlich gebildeten Bruder in der Auslegung des Briefes Recht geben muß, so ist und bleibt es doch immer ein Ehrenpunkt, und darin kann ein Militair auch einem Gelehrten und Geistlichen kein Zugeständniß machen, Du wirst mich verstehen, Bruder!— He?" —

Der Pfarrer, der seinen Bruder genau kannte und wohl wußte, daß der sogenannte Ehrenpunkt dessen schwächste Seite bildete, suchte nun der Sache eine andere Wendung zu geben. Er wollte auch seinem Neffen, dem jungen Advokaten ein wenig auf den Zahn

fühlen und sagte: „Was sagst denn Du dazu, Adolph?"

„Ich", erwiederte Adolph, „halte den unverschuldeten Banquerott des seligen Müller für kein so ungeheueres Verbrechen, als daß ich seine in jeder Hinsicht liebenswürdige Tochter nicht zur Frau nehmen sollte."

„Adolph", fiel ihm der Vater schnell in die Rede, Du siehst mit einem gefärbten Glase und halbverdunkelten Augen, weil Du für Therese Müller einmal eingenommen bist. Meine Augen aber sind nicht getrübt durch die Leidenschaft; daher ich auch mit kalter Ueberlegung und kaltem Blute die Sache besser zu beurtheilen im Stande bin; denn Du, mein Sohn." Er fuhr fort: „Eines sollte Dir denn doch aufgefallen sein, mein Adolph!"

„Und das wäre?"

„Nun, ich glaube, wenn das Mädchen wirklich so aufrichtig gegen Dich gewesen, wie Du es voraussetzest, so hätte sie Dir längst ihre Familienverhältnisse aufgedeckt und eben das ist sehr verdächtig!"

„Mein Sohn, mein innigstgeliebter Adolph", fuhr nun der alte Germeneuil mit gesteigertem Affekte fort, „Du weißt, ich habe Dir einen ehrlichen Namen hinterlassen, ich habe für Deine allseitige Ausbildung alles gethan, was in meinen Kräften stand. Du nimmst nun in

der menschlichen Gesellschaft eine geachtete Stellung ein, und wolltest Du nun Deinen ersten Schritt in's öffentliche Leben damit thun, daß Du Dir eine Deines Namens und Deiner Familie unwürdige Lebensgefährtin erwähleft? — Nein, das kann, das wird mein Adolph nimmer thun!"

Der alte Soldat wendete sich nun wieder zu seinem geistlichen Bruder, indem er sagte: „Damit aber auch Du, mein Bruder mich nicht unrecht beurtheilest und mich nicht der böse Vorwurf treffe, als wollte ich meinem Sohn in der Wahl seiner Lebensgefährtin irgend einen Zwang anthun, was euere kirchlichen Gesetze strenge verbieten; so habe ich gar nichts dagegen einzuwenden; — bei diesen Worten wendete sich der alte Germeneuil wieder zu seinem Sohne — wenn Du Dir ein auch noch so armes Mädchen, an deren Familie aber keine Mackel klebt, zur Lebensgefährtin erwähleft! — Willst Du aber all' diesen Vorstellungen zum Trotze dennoch Deinen ersten Vorsatz ausführen, so steht es in Deinem Willen, denn Du hast bereits die Jahre erreicht, die Dich nach dem weltlichen Gesetze außerhalb der väterlichen Gewalt stellen. Doch mein Wille ist es nicht und wird es nimmer werden."

Adolph schaute stumm vor sich hin. Ach, der Arme, er hatte in seinem Innern einen schweren Kampf zu kämpfen. Doch bald ermannte er sich wieder und unterdrückte mit Gewalt die aus seinen Augen hervor-

brechenden Thränen, die leicht zu Verräthern seines innern Schmerzes werden konnten. Er trat näher hin zum Vater, küßte seine Rechte und sagte entschlossen: „Nein, mein Vater, wider Deinen Willen nehme ich sie nicht!“ —

Der Onkel aber streckte seine Rechte über Adolph aus, als wollte er ihn segnen und sagte mit feierlicher Stimme: „Abermals brav, mein Adolph, Du hast den schwersten Sieg errungen, Du hast über Dich selbst gesiegt. Ich aber bin der sichern Hoffnung, daß der Herr, der das Gebot und die Verheißung gegeben: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden, zuletzt alles für Dich zum Besten wenden werde.“

Mehr noch als der geistliche Onkel war der alte Germeneuil über den entschiedenen Entschluß des Sohnes erfreut. Er wollte selbst die schwere Aufgabe auf sich nehmen, Therese auf eine schonende Weise zu bewegen, daß sie freiwillig auf die Erfüllung des Eheverlöbnisses verzichte.

Adolph fragte: „Womit willst Du denn die arme Therese bewegen, daß sie auf die Erfüllung meines Versprechens verzichte?“

Der alte Germeneuil besann sich einige Augenblicke und sagte: „Ich werde ihr eine einzige Bedingung stellen, die sie gewiß nicht zu erfüllen im Stande ist.“

„Und die wäre?“ fragte Sohn und Bruder zugleich.

„Nun, ich werde ihr einfach sagen, daß ein junger Advokat, der große Geschäfte unternehmen will, mindestens über eine Geldsumme von fünftausend Franks verfügen muß, die, falls er sie nicht selbst besitzt, ihm jeden Falls seine Lebensgefährtin zubringen muß. — Der Pfarrer wollte gegen dieses vor den Grundsätzen der christlichen Moral keineswegs bestehenden Mittel zum Zwecke Einwendung machen; doch die nahen Verwandten wurden gestört durch den Besuch des Herrn von Delleroux und das Gespräch wurde von andern Gegenständen in Anspruch genommen. — Doch es ist Zeit, daß wir wieder zu Therese zurückkehren.“

XVI.

Die schwere Prüfung.

Ich will nicht sein begehren,
Doch ewig segn' ich ihn.
Amaranth.

Am selben Tage, an dem der alte Germeneuil seinen Sohn Adolph zur schmerzlichen Resignation auf die Hand Theresens gestimmt, hatte auch Therese die letzte Summe Geldes, die noch zur Ergänzung des erforderlichen Kapitales fehlte, mit dem Bedeuten bei ihrem Notare hinterlegt, daß er nun die ganze Summe von fünftausend Franks bereit halten möge, denn sie werde dieselbe in kürzester Zeit benöthigen. Ein Zufall wollte es, daß, während Therese noch im Büreau des Notars die Geldsumme aufzählte, der dem Notar Longay wohlbekannte Maler Varné eintrat und später gesprächsweise von seinem Freunde in Erfahrung brachte, daß seine ehemalige Schülerin bereits über eine Summe

von fünftausend Franks zu verfügen habe. Therese war unterdessen wieder in ihre bescheidene Wohnung zurückgekehrt. Als hier ihr Blick auf das Portrait des Vaters fiel, strahlte ihr Antlitz von heiliger Freude. Sie dankte mit gerührtem Herzen dem lieben Gott, der alles so wunderbar gefügt, daß sie nun ihr Versprechen zu erfüllen im Stande sei und überdieß einer glücklichen Zukunft entgegensehe. Sie konnte sich nicht enthalten, der alten Dienerin Babette dankbar die Hand zu drücken; denn letztere betrachtete Therese als ein mitwirkendes Werkzeug der göttlichen Vorsehung für ihr bevorstehendes Glück. Babette war neugierig den Grund zu erfahren, der Therese heute so heiter gestimmt. Eben als die alte Dienerin eine bescheidene Frage an das Fräulein zu stellen im Begriffe war, wurde ein leises Klopfen an der Thüre des Gemaches hörbar und herein trat mit einer höflichen Verbeugung der alte Germeneuil. Der alte Herr brachte mit einer unverkennbaren Verlegenheit die gewöhnlichen Entschuldigungsformeln vor und gab dabei Therese zu verstehen, daß er mit ihr ohne Zeugen zu sprechen wünsche. Babette, die als geborne Pariserin eine feine Fühlung hatte, entfernte sich sogleich. Nun erst rückte der alte Germeneuil, nachdem er zuvor allen seinen Muth zusammengenommen hatte, mit der eigentlichen Sache heraus.

Er sagte dem Fräulein mit fast trockenen Worten,

daß die Verlobung seines Sohnes Adolph wider sein Wissen und gegen seinen Willen geschehen, daß sich sowohl Adolph als die Frau von Delleroux diese so wichtige Angelegenheit zu wenig überlegt hätten; daß sie beide auf die Hauptsache vergessen, die darin bestünde, daß seines Sohnes zukünftige Lebensgefährtin ihm mindestens eine Morgengabe von fünftausend Franks zubringen müsse, die ein angehender Advokat um so mehr benöthige, als er, um in Paris selbstständig und standesmäßig leben zu können, auch großartige Prozesse und Wechselgeschäfte übernehmen müsse, was ohne eine größere Geldsumme nicht möglich wäre.

Therese, die eher alles andere als dieses erwartet hätte, hatte Mühe ihre gewohnte Geistesgegenwart zu behaupten. Der alte Germeneuil stellte nun bei Darlegung seiner Gründe gegen die Verlobung auch die Scheinfrage an Therese, ob sie allenfalls über eine derartige Geldsumme zu verfügen habe; dann, setzte er fast schelmisch lächelnd bei, dann könnte ich als erfahrungsreicher Vater auch nichts weiter einwenden gegen die Erfüllung des beiderseitigen Versprechens. Diese Frage war für den alten Herrn ein Leichtes zu stellen, denn er war ja überzeugt, daß Therese als armes Mädchen, deren Vater als Cridarius gestorben, diese Frage nicht anders, als mit „Nein" zu beantworten im Stande wäre. So leicht diese Frage von dem alten Germeneuil zu stellen war, so schwer war sie von

Therese zu beantworten. Die Beantwortung dieser Frage gab einen harten und schweren Kampf; denn zwei einander entgegengesetzte Gefühle bemächtigten sich ihrer, das der Liebe und Treue zu ihrem Vater, dem sie einst das heilige Versprechen gemacht, seinen guten Namen zu retten und das der Liebe zu Adolph, ihrem Verlobten, durch dessen Besitz sie ihr ganzes künftiges Lebensglück zu begründen hoffte. — Wäre Therese, wie vielleicht viele andere ihres Geschlechtes, leichten Sinnes gewesen und wären ihre sittlichen Grundsätze nicht fest und in der Schule der Prüfungen gereift gewesen, so würde sie ohne viele Bedenken die Frage mit „Ja" beantwortet haben in der Hoffnung, daß sie, nachdem sie einmal ihr Lebensglück zuerst begründet, wohl später in die Lage kommen dürfte, als Frau Germeneuil ihr dem Vater gegebenes Versprechen zu lösen.

Therese, nachdem ihr innerer Seelenkampf nur einige Augenblicke gewährt hatte, erwiederte kurz und entschlossen: „Mein Herr, in der Voraussetzung, daß Adolph aus keinem andern Grunde als um das vierte Gebot des Herrn zu erfüllen, welches den Kindern befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, sein gegebenes Versprechen gelöst wissen will, so mag auch ich sein kindliches Ehrfurchtsgefühl nicht verletzen, und entbinde ihn seines Eheversprechens."

Der alte Germeneuil konnte schwer seine innere Befriedigung über den guten Erfolg seiner Bemühung

verbergen. Es war, als ob ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen und beeilte sich nun, den guten Erfolg seiner Sendung Adolph und seinen übrigen Verwandten mitzutheilen. Der alte Herr traf jedoch seinen Sohn wider Erwarten nicht zu Hause. Dieser hatte sich nach der Entfernung des Vaters in voller Zerstreutheit, die fast an Verzweiflung gränzte, zu seinem Freunde Varné begeben, um ihm seinen schweren Kummer zu klagen, und beim Freunde einigen Trost zu suchen. — Dort erfuhr Adolph, vielleicht im nämlichen Augenblicke, in dem Therese ihn seines Versprechens entband, zu seiner großen Ueberraschung, daß Therese über die vom Vater wohl nur scheinbar angeforderte Geldsumme von fünftausend Franks wirklich zu verfügen habe. Er ärgerte sich wohl ein wenig darüber, daß Therese nie eine Erwähnung davon gemacht; doch er mußte sie wieder damit entschuldigen, daß er ja selbst über diesen heiklichen Punkt nie eine Frage an sie gestellt hatte. Anderer Seits bereitete es dem jungen Advokaten eine Art Genugthuung, daß dem Vater trotz seines schlau ausgedachten Planes dennoch ein Strich durch die Rechnung werde gemacht werden: denn im Falle, woran er gar nicht zweifelte, Therese im entscheidenden Momente die Frage des Vaters, ob sie ihrem Verlobten eine Morgengabe von wenigstens fünftausend Franks mitzubringen im Stande wäre, mit Ja beantwortet; konnte doch der alte Militär, der immer ein großes Stück auf seine Ehre hielt, sein Wort nicht

mehr zurücknehmen und die ganze Angelegenheit käme dann wieder in das frühere gute Geleise. — Doch wie groß war seine Ueberraschung und Bestürzung zugleich. Denn kaum war Adolph in sein Logis wieder zurückgekehrt, als ihm auch schon der Vater in Anwesenheit der Frau von Delleroux mittheilte, daß Therese ihn gänzlich seines Versprechens entbinde und zwar aus keinem andern Grunde, als dieweil sie über kein Vermögen zu verfügen habe.

„Das ist unmöglich", rief der junge Advokat leidenschaftlich aus; denn erst vor wenigen Augenblicken habe ich von meinem Freunde Varné die sichere Nachricht erhalten, daß Therese über ein Vermögen von fünftausend Franks wirklich zu verfügen hat. Sie hat es bei dem Notar Longay nach und nach hinterlegt und erst heute in den frühen Morgenstunden den Notar angewiesen, damit er die ganze Geldsumme in Bereitschaft halte, denn sie werde dieselbe bald benöthigen. Der junge Advokat war der Versuchung nahe, den Vater einer Unwahrheit zu zeihen. Dieser versicherte nun den Sohn auf sein militärisches Ehrenwort, und das wollte viel sagen, daß er an Therese Müller im Ernste die Frage gestellt, ob sie seinem Sohne die nöthige Morgengabe von etwa fünftausend Franks mitzubringen im Stande wäre, dann könne auch er als Vater keine Einsprache mehr erheben. — Therese habe aber von der Frage Umgang genommen und unter einigen Höf-

lichkeitsformen ihren Verlobten seines gemachten Versprechens ohne Weiters entbunden.

Erst auf diese fast eidlich gegebene Versicherung glaubte der junge Advokat mit fast gebrochenem Herzen den Worten des Vaters. Frau von Delleroux aber, Adolphs Schwester, theilte noch am nämlichen Tage ihrer Freundin, der Frau Varné, das Vorgefallene mit und auch letztere war sehr überrascht und bestürzt zugleich. Denn es war Thatsache, daß Therese im Besitze von fünftausend Franks sei; aber es war auch zugleich sichergestellt, daß sie diese Geldsumme bis zum letzten, ja bis zu dem Augenblicke verläugnete, der über ihre eigene und ihres Verlobten Zukunft entscheiden sollte. Frau von Delleroux sprach in voller Entrüstung: „O die Heuchlerin, wie sehr hat sie mich, noch mehr aber meinen guten Bruder Adolph hintergangen!“

Frau Varné erwiederte: „Das sonderbare Betragen Theresens lasse sich, falls nicht ein besonderes Geheimniß dahinter verborgen ist, nicht anders erklären, als Therese sei dem Laster des Geizes verfallen, der zuletzt auf Alles, nur auf sein Geld nicht verzichtet. Darum mag die ehemalige Freundin eher auf den Besitz ihres Verlobten, denn auf die fünftausend Franks verzichten.“

Frau Delleroux setzte erklärend bei: „Nun ist auch das Geheimniß gelöst, warum Therese sich jedes kostspielige Vergnügen versagte, ja fast nothdürftig ihr Leben fristete. Es war der leidige Geizteufel, der sie

beherrschte. — Solche und ähnliche Gespräche führten die Damen selbst in ihren herkömmlichen sonntägigen Abendzirkeln. Therese fand sich in denselben nicht mehr ein; denn die Arme war seit diesem Vorfalle von ihren ehemaligen Freundinnen gemieden, ja sogar verachtet. Adolph fand sich wohl noch immer bei den Zirkeln ein; doch er konnte seinen Herzenskummer und seine Zerstreutheit kaum verbergen. Unter den anwesenden Gästen war der Abbé vielleicht der Einzige, der sich der armen Therese kräftigst annahm. „Wollen Sie, meine verehrten Damen", sprach er, als zufällig wieder das Gespräch auf Therese kam, „nicht ohne Grund das Fräulein eines Lasters oder wenigstens einer Leidenschaft zeihen, deren sie nicht fähig zu sein scheint. Denn wie wäre es möglich, daß neben diesem Laster alle die herrlichen Tugenden des Fräuleins, von denen sie Alle überzeugt sind, bestehen könnten?"

„Unter all' den Gründen," fuhr der Abbé fort, „auf die hin Sie Therese des Lasters des Geizes beschuldigen, finde ich und mit mir gewiß jeder billig Denkende keinen einzigen für hinreichend, um über sie ein untrügliches Urtheil fällen zu können. Ich wenigstens bin der subjektiven Ueberzeugung, daß hier ein Geheimniß obwalte, welches hoffentlich die Zukunft enträthseln wird." — Die anwesenden männlichen Gäste stimmten dem Abbé bei, ob auch die Damen? — Für den jungen Advokaten aber waren diese Worte ein heilender Balsam auf seine noch frisch blutende Wunde.

XVII.

Die Lösung des Räthsels.

Ach! Wie viel Leid ist dir geschehn'
Daß so verhärmt dein Angesicht!
Amaranth.

Einen Monat später war die ganze Gesellschaft mit Ausnahme Theresens im Hause des Herrn von Delleroux wieder versammelt. Der alte Germeneuil war noch immer in Paris bei seinen lieben Kindern, wie er sich gewöhnlich auszudrücken pflegte und nahm diesmal auch an den Abendzirkeln Theil. Die Gesellschaft war eben in der besten Conversation begriffen, da brachte das Dienstmädchen der Frau von Delleroux ein versiegeltes Schreiben, welches mit der Abendpost angekommen war. Das rekommandirte Schreiben war an den alten Herrn von Germeneuil adressirt. Kaum hatte der alte Herr die Adresse mit einem flüchtigen Blicke überflogen, da schüttelte er neugierig das

graugelockte Haupt. Die Schriftzüge waren ihm so ziemlich bekannt. Es waren ja dieselben, die ihm erst vor einigen Wochen Nachricht brachten über Herrn Müllers Verhältnisse. „Was mag denn," sprach er zu sich selbst, „meinen eben nicht schreiblustigen Kameraden bewogen haben, daß er mich einmal unaufgefordert mit einem Briefe überrascht? Das", sprach er weiter zu sich selbst, „muß etwas Wichtiges sein". Hastig erbrach er das Schreiben, setzte seine goldenen Augengläser auf und fing an zu lesen. Während dem er las, konnte der aufmerksame Beobachter die Bemerkung machen, daß sich die etwas blasse Gesichtsfarbe des alten Herrn zunehmend veränderte und in ein leichtes Roth überging; auch schüttelte er verwundert mehrmals das Haupt. Er las und las wieder, richtete zu wiederholten Malen seine Goldbrillen zurecht, als wollte er ihnen sammt seinen eigenen Sehnerven nicht recht trauen. — Aber erst, nachdem er das Schreiben mindestens dreimal von Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte, händigte er es dem Abbé Thibois mit den Worten ein: „Ihnen, hochwürdiger Herr, überreiche ich den sonderbaren Brief eines alten Freundes und Kriegskameraden von mir, indem ich überzeugt zu sein glaube, daß er damit einverstanden ist, wenn ein offenes Geheimniß zur Rechtfertigung jener Person — er meinte Therese, — die noch vor Kurzem so sehr verkannt und übel beurtheilt wurde, — öffentlich bekannt gegeben wird." Der Abbé nahm das Schreiben und las laut:

„Mein lieber alter Kamerad!“

Du hast vor nicht langer Zeit Aufschluß begehrt über einen gewissen Herrn Müller, Kaufmann in Grenoble. Ich habe Dir damals über seine Verhältnisse und sein Unglück, das ihn unverschuldet getroffen, wahrheitsgetreu berichtet. Seit diesem Schreiben nun hat sich in dieser Familie etwas vielleicht in der ganzen großen Welt noch nicht Dagewesenes ereignet. Es hat nämlich die in Paris sich aufhaltende Tochter Müllers mit Namen Theresia alle noch nicht ganz befriedigten Gläubiger ihres Vaters an einem und demselben Tage zufrieden gestellt; das heißt: Sie hat die noch ungedeckten Schulden ihres verstorbenen Vaters vollständig gezahlt. Man erzählt sich in Grenoble, die brave Tochter hätte ihrem sterbenden Vater das Versprechen gemacht, daß sie, wenn sie einmal zu Geld kommen würde, die Ehre ihres Vaters wiederherstellen wolle. Und sie hat ihr Versprechen auch getreulich gehalten. Diese kindliche Liebe und Treue, diese Ehrenhaftigkeit und Charakterfestigkeit eines jungen Mädchens macht hier und in der ganzen Umgegend von Grenoble das größte Aufsehen, da ein solcher Fall hier noch nie vorgekommen ist. Da auch mein alter Kamerad sich um die Familie Müller sehr zu interessiren scheint, so glaubte Dich von diesem außergewöhnlichen Falle verständigen zu müssen.

Dein
alter treuer Kamerad von Chateaux.“

Der Abbé hatte mit einer gewissen Genugthuung und freudig überraschtem Gefühle zu Ende gelesen. Während des Lesens schon hatte sowohl er als auch der junge Germeneuil Mühe, die Gefühle der Rührung und Freude zugleich zu verbergen; aber auch aus den Augen aller Anwesenden und namentlich des alten Germeneuil und sämmtlicher Damen perleten verstohlene Thränen der allgemeinen Theilnahme und Rührung. Daß nun dieses gewiß merkwürdige Ereigniß den übrigen Theil des Abendgespräches bildete, bedarf keiner Erwähnung. Ueber Vorschlag des Abbé entschloß sich die ganze Gesellschaft, andern Tags schon der so sehr verkannten Therese Müller einen Besuch abzustatten und sie gemeinschaftlich um Verzeihung und Vergessen zu bitten ob des ihr zugefügten Unrechtes und sie zugleich zu ihrer Charakterstärke und edlen Handlungsweise zu beglückwünschen.

Dieser Entschluß wurde auch in Ausführung gebracht. Als die Freunde und Freundinnen Theresens Zimmer betraten, da überraschten sie dieselbe gerade in der traurigsten Stimmung von der Welt. — Sie kniete vor einem Cruzifixe, weinte und betete zugleich. Die Arme fühlte sich, — es war gerade der Sterbetag ihres früh dahingeschiedenen Vaters — heute wieder so ganz verlassen von aller Welt. Einem schönen Traume gleich waren vor ihrem geistigen Auge vorübergezogen die glücklichen Jahre ihrer Jugend, die sie im Kreise ihrer

lieben Eltern so harmlos, so selig verlebt hatte; ach sie waren ja nur von kurzer Dauer; bald kam die Zeit der Prüfungen und der mannigfachen Unglücksfälle. Sie gedachte der dahingeschiedenen Mutter, des sie am Sterbebette segnenden Vaters. Therese vergaß auch nicht auf die wunderbaren Fügungen des Herrn, der der Armen Gönner und Freunde in ihrer Verlassenheit zuschickte, mit deren Hilfe und Beistand es ihr möglich wurde, das dem Vater auf seinem Sterbebette gemachte Versprechen zu erfüllen. Alles dieses war heute nur wie ein Traum an ihr vorbeigezogen. Sie hatte nun zwar ihr heiliges Versprechen gelöst, hatte die Ehre ihres Vaters gerettet, doch bei all' dem sieht sie sich ohne ihr Verschulden von Herrn Varné, der ihr so lange ein väterlicher Freund gewesen und von allen ihren Freundinnen verlassen und geflohen. Sie wußte sich alles dieses nicht zu erklären. Verlassen von den Menschen will sie sich nun einzig und allein an den lieben Gott anschließen, der, wie er sie bis zur Stunde nicht verlassen, für sie auch weiter sorgen werde. Sie betete. — Während sie noch betete wurden laute Tritte auf der Stiege, die zu ihrem einfach möblirten Wohnzimmer führte, hörbar. Nach einem mehrmaligen Klopfen an der Thüre, erhob sich Therese aus ihrer knieenden Stellung und gab die Erlaubniß zum Eintritte. — Als sich die Thüre öffnete, war die Ueberraschung des Fräuleins keine geringe, denn alle ihre frühern Freunde und Freundinnen traten unter

Vortritt des Abbé der Reihe nach ein. Dieser und Herr Varné drückten nun Therese herzlich die Hand und stellten ihr vor allem andern den alten Germeneuil vor, der wie ein Kind weinte und Therese mit thränenerstickter Stimme um Verzeihung alles dessen bat, was ihr durch ihn Leides geschehen. Denn der alte Germenuil war ja, wie wir wissen, die schuldtragende Veranlassung, daß Therese von ihren frühern Freundinnen geflohen, ja verachtet ward. Die beiden Damen Varné und Delleroux aber ließen den Alten kaum zu Ende reden und drängten sich fast mit Ungestüm an sie; denn jede wollte Therese zuerst um Verzeihung bitten, jede sie zuerst umarmen. Nur der junge Germeneuil blieb auf seinem Platze mit scheinbarer Ruhe stehen, blickte aber zugleich mit Stolz und Freude auf seine Verlobte. Therese aber war ganz überrascht; denn sowie sie sich das Betragen ihrer Freundinnen früher, so konnte sie auch jetzt es sich nicht erklären, woher diese plötzliche Veränderung in der Gesinnung ihrer Freunde und Freundinnen. Der Abbé merkte dies wohl und schickte sich nun an, Therese über das Vorgefallene aufzuklären. Er sagte ihr mit kurzen Worten, daß das große Opfer, welches sie dem guten Rufe ihres dahingeschiedenen Vaters gebracht, zu einem argen Mißverständnisse geführt habe, das fast die vorhabende Ehe mit dem jungen Herrn Germeneuil für immer behoben hätte; daß es aber die Vorsehung so fügte, daß das Geheimniß, welches eigentlich nur für die Gläubiger

ihres Vaters bestimmt war, durch einen Zufall auch ihren Freunden bekannt wurde. Der Abbé hatte kaum geredet und wieder ergriff der alte Germeneuil das Wort und bat Therese, daß sie ihm Verzeihung und Huld gewähren und auf das zwischen ihm und ihr Vorgefallene vergessen und es ja seinem bei der Sache ganz unschuldigen Sohne nicht entgelten wolle, was der Vater ihr Leides zugefügt. „Nur mich,“ setzte er fast jammernd bei, „nur mich alten Ehrennarren trifft allein die Schuld!“ —

Therese aber hatte längst Allen vom Herzen verziehen und es wäre nicht zum zweiten Male nöthig gewesen, daß ihre Freunde und Freundinnen alle sie zum Abschiede nochmals um „Verzeihung und Vergessen“ baten.

Schluß.

Kranz und Ring und Schleier und
auch ein bräutlich Kleid,
o halte sie bereit!

Amaranth.

Wir überspringen einen Zeitraum von nur wenigen Wochen und führen unsere Leser in das einsam gelegene Pfarrdorf R—x., das einige Meilen von Paris entfernt gelegen ist. Der Ort ist ringsum von edlen Weinreben und Obstbäumen umgeben. Es ist gerade Frühlingsanfang und das friedliche Dorf gleicht einem blühenden Obstgarten, aus dem nur einzelne Häusergruppen hervorragen. Am östlichsten etwas höher gelegenen Punkte des Dorfes erhebt sich das große stattliche, sonst aber fast styllos gebaute Gotteshaus mit seinem an der Westseite emporstrebenden schlanken Thurme. Das Innere des Gotteshauses ist mit schönen Freskogemälden, Scenen aus dem thatenreichen Leben der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus vorstellend, geziert. Die Ost- und Nordseite der Kirche ist begränzt von dem gleichfalls einfachen mit ländlichen und ärmlichen Grabmonumenten ausgestatteten Gottesacker, wäh-

rend die Südseite derselben von zwei Reihen dichtbelaubter fast ein Menschenalter zählender Kastanienbäume auf einem grünen Rasenplatze umsäumt ist. Von der Kirche und dem Gottesacker nur wenige Schritte in südöstlicher Richtung erhebt sich in Form eines kleinen Schlößchens mit Hof, Gärten und Wirthschaftsgebäuden umgeben die stattliche Pfarrerswohnung. Sie gewährt mit ihren zahlreichen, hohen, mit Jalousien versehenen Fenstern einen imponirenden Anblick. Vor der Hauptfronte derselben breitet sich ein parkartiger mit lebendigen Fichten- und Tannenbäumchen umzäunter größerer Garten mit einer künstlich angelegten Wasserleitung und einem kleinen spiegelförmigen Teiche aus, der das Frühjahr und den Sommer hindurch mit schneeweißen Enten und andern Geflügelvieh belebt ist. Kirche und Pfarrhaus beherrschen sozusagen das ganze nur aus niedrigen ebenerdigen Häusern und Hütten bestehende Dörfchen.

Der so eben beschriebene sonst so ruhige und stille Ort ist heute ganz umgewandelt. Es herrscht seit der frühesten Morgenstunde schon allenthalben im ganzen Dorfe ein reges Leben und eine ziemliche Anzahl buntgekleideter Frauen und Kinder hat sich unter dem kühlenden Schatten der uralten Kastanienbäume auf dem Kirchplatze gelagert. Die Sonnenuhr an der Südseite der Kirche zeigt bereits die zehnte Vormittagsstunde eines heißen Sommertages; der einförmige Schlag der ur-

alten verwitterten Thurmuhr schallt es laut und einige ländliche Schüsse aus alten eisernen Gewehrbüchsen mahnen ernstlich daran, daß es nun höchste Zeit sei, die Neugier der Dorfbewohner nicht länger mehr auf die Probe zu stellen. Richtig, die Dorfburschen haben sich mit ihren Signalen nicht geirrt, denn unter Glockengeläute und Hörnerschall bewegt sich aus dem Pfarrhause ein stattlicher Brautzug der Kirche zu. Unter den Hochzeitsgästen macht bei den Dorfleuten vor allen Andern Herr Varné mit seinem lang herabwallenden gescheitelten blonden Haar und Künstlerbart gewaltiges Aufsehen, die andern Hochzeitsgäste, darunter der Abbé, der alte Germeneuil und die uns wohl bekannten Frauen aus der Residenzstadt erregen nur im geringeren Grade die Neugier der Landleute. Dafür aber sind Aller Augen auf das Brautpaar selbst gerichtet; denn der Bräutigam ist ja der ihnen wohlbekannte Pfarradolph, wie ihn die Landleute aus dem Grunde so nannten, weil er alljährlich einen Theil seiner Ferien im Hause seines geistlichen Onkels zugebracht und heute mit seiner Braut Therese Müller seinen Ehrentag nach ländlicher Sitte zu feiern sich vorgenommen hatte. Gegen alle Erwartung der Dorfleute waren sowohl Bräutigam als Braut ganz einfach, letztere überdieß abweichend von der Pariser Mode sehr züchtig gekleidet; sie trug ein weißes Mousellinkleid; um das Haupt aber hatte sie einen Myrthenkranz geflochten. — Der alte greise Onkel nahm

die Trauung selbst vor, Herr Varné und der Abbé bildeten die Zeugen des heiligen Aktes. —

Wir übergehen die ländliche Hochzeitsfeier und das darauf folgende Freudenmahl, während dem die Hochzeitsgäste in sehr animirter und heiterer Stimmung verschiedene Toaste auf das Wohl der beiden Brautleute ausbrachten. Der geistliche Onkel aber brachte bei voller Beistimmung aller Anwesenden einen besondern Toast aus auf das Wohl aller dankbaren Söhne und Töchter, die, wenn sie der liebe Herr Gott auch eine kleine Zeit heimsucht und prüft, doch zuletzt schon hier auf Erden Glück und seinen heiligen Segen erlangen. Dem Vater des Bräutigams, dem alten Germeneuil aber flüsterte der Pfarrer so leise in's Ohr, daß alle Gäste es hörten: „Nun, alter Haudegen, ich hoffe, daß du in Zukunft die Menschen nicht mehr nach bloß äußern zufälligen Verhältnissen beurtheilen wirst; denn du hast dich nun selbst überzeugt, daß dabei die Gefahr eines irrigen ungerechten Urtheiles sehr nahe liegt. Denn es ist und bleibt ein christlicher Grundsatz, jedermann so lange für rechtschaffen zu halten, bis man nicht vom Gegentheile überzeugt ist." — Der alte Germeneuil sowohl als die anwesenden Gäste stimmten dem alten Pfarrherrn bei und nahmen es sich wohl zu Herzen. Adolph aber und Therese lebten in einer glücklichen Ehe; als ihren kostbarsten Schatz aber bewahrten sie das Portrait des Vaters.

Inhalt.

Glaubrecht, Julius

Das Mädchen von Grenoble eine Erzählung aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

Regensburg 1873